335,86

GOETHE

UND

DAS DEUTSCHE ALTERTHUM

VON

Dr. HERMANN GROSSE.

Beigabe zum Oster-Programm 1875 des Gymnasiums zu Dramburg.

DRAMBURG.
DRUCK VON A. ROST.

1875.

995 (1875)
1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, dass die Wiedererweckung des deutschen Alterthums das alleinige Verdienst unseres Jahrhunderts ist. Schon Heinrich Hoffmann (die deutsche Philologie im Grundriss, Breslau 1836) hat nachgewiesen, dass zu keiner Zeit die deutsche Vorzeit ganz aufgehört hat, Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung zu sein, und neuerdings hat Rudolf v. Raumer (Geschichte der germanischen Philologie, München 1870) diese Bestrebungen in eingehender historischer Darstellung klar gelegt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm man im wesentlichen nur ein antiquarisches, insbesondere historisch-juristisches Interesse an den älteren deutschen Schriftwerken, von da an aber trat das ästhetisch-poetische in den Vordergrund. Fortan waren es nicht nur Gelehrte, die sich mit dem deutschen Alterthum beschäftigten, sondern in hervorragendem Grade auch Männer der Literatur. Diese thaten es natürlich nicht, um das Studium desselben zu fördern oder die Bekanntschaft mit demselben in weitere Kreise zu tragen, sondern lediglich in ihrem eignen dichterischen Interesse. Sie glaubten auch dort Stoffe und Formen zu finden, mit denen sie die deutsche Literatur der erstrebten Vollendung zuführen könnten. Wenn aber die Erforschung und Aufklärung des deutschen Alterthums auch nicht ihr eigentlicher Zweck war, so wurde durch ihre Bemühungen doch die Aufmerksamkeit immer grösserer Kreise auf dasselbe gelenkt und allmählich der Boden geschaffen, auf welchem in unserem Jahrhundert der Bau der deutschen Alterthumswissenschaft aufgeführt werden konnte. Unter den Männern, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dieser Beziehung thätig waren, nehmen die Häupter unserer Literatur einen hervorragenden Platz ein. Bodmer, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder haben sich mehr oder weniger um die Wiedererweckung des deutschen Alterthums verdient gemacht; auch Göthe hat hierin eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, so wenig das bisher gewürdigt worden ist. Raumer ist meines Wissens der erste, der Göthes Wirksamkeit und Einfluss nach dieser Seite hin in gebührender Weise hervorhebt (S. 283 f. 290. 292 ff. 492 f). Welchen Einfluss aber das deutsche Alterthum auf Göthe gehabt hat, ist bis jetzt in ausreichendem Grade noch nicht behandelt worden, wenn sich auch in den Biographien und in grösseren literarhistorischen Werken An-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutungen und vereinzelte Bemerkungen darüber finden. In der folgenden Abhandlung ist nun der Versuch gemacht, soweit Kräfte und Hülfsmittel es gestatteten, zur genaueren Bestimmung der Stellung Göthes zu dem deutschen Alterthum und seiner Erforschung das Material zusammen zu tragen und in das gehörige Licht zu setzen.

Zuvörderst muss hervorgehoben werden, dass für das vorige Jahrhundert der Begriff des deutschen Alterthums weiter gefasst werden muss, als wir es jetzt zu thun pflegen. Wir gehen bei der Festsetzung des Umfangs desselben gewöhnlich von der Sprache aus und rechnen die altdeutsche Zeit bis dahin, wo die mittelhochdeutsche Sprache der neuhochdeutschen Platz machte, was im 15. und vollständig dann mit Eintritt des 16. Jahrhunderts geschah. Mag also auch in diesem Zeitraum schon die neuhochdeutsche Sprache herrschen, für die Literaturgeschichte gehört er doch noch zur alten Zeit. Mit noch viel grösserem Rechte aber musste man im vorigen Jahrhundert jene Uebergangsperiode zum Alterthum rechnen, weil sie in literarischer Hinsicht damals ebenso unbekannt war wie die weiter zurück liegende Zeit. Denn die Literatur des 16. Jahrhunderts beruht im wesentlichen auf der vergangenen Epoche und ist die lebendige Fortbildung derselben in den bürgerlichen Kreisen. Und als die neue Zeit mit der alten Poesie überhaupt brach, war es eben jene vor allem, die sie zu beseitigen suchte und auch beseitigt hat; denn die ritterliche Poesie war längst verklungen und schon fast vergessen. Wenn man daher von Bestrebungen des 18. Jahrhunderts redet, die eine Wiedererweckung des deutschen Alterthums zum Ziel hatten, so muss auch jene Uebergangsperiode mit einbegriffen werden.

Muss man ferner bei Göthe schon an sich die schöpferische Thätigkeit, durch die er als Jüngling und Mann wirkte, von der mehr sammelnden und beobachtenden und beurtheilenden seines Greisenalters unterscheiden, so werden wir bei der uns hier beschäftigenden Aufgabe um so mehr zu dieser Scheidung genöthigt, wenn wir bedenken, wie ganz anders das deutsche Alterthum dem jungen als dem alten Göthe gegenüberstand, seine Stellung zu demselben also im vorigen Jahrhundert eine ganz andere sein musste als in dem unsrigen. Sodann ist bekannt, wie sehr sich Göthe dem Studium der Kunst hingegeben und welchen Einfluss diese Beschäftigung auf die Bildung seines dichterischen Talentes gehabt hat. So hat er auch nicht nur der altdeutschen Literatur, sondern auch der Kunst gegenüber Stellung genommen. Man würde also nur ein unvollständiges Bild von seinem Verhältnis zum deutschen Alterthum geben, wenn man diesen Punkt übergehen wollte. So wenig nun in der Wirklichkeit seine Kunstbestrebungen von seiner dichterischen Thätigkeit zu trennen sind, so wird es sich doch bei unserer Betrachtung empfehlen, des jungen Göthe Bemühungen um altdeutsche Kunst vorweg zu nehmen und dann seine Thätigkeit auf dem Gebiete der schönen Literatur in ihren Beziehungen zum deutschen Alterthum überhaupt darzulegen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die altdeutsche Kunst war während des ganzen vorigen Jahrhunderts sehr mangelhaft bekannt, aber ihr Verständnis war noch mangelhafter. Man kannte überhaupt nur die Baukunst, von Skulptur, soweit sie nicht im Dienste jener stand, und von Malerei wusste man fast nichts, und wo man von ihnen wusste, wurden sie nicht einmal der Beachtung werth gehalten. Denn die Verachtung und das Vorurtheil der Barbarei, welches seit langer Zeit auf dem ganzen deutschen Alterthum lastete, hatte auch die ganze Kunst desselben getroffen. Die altdeutsche Baukunst nun aber oder, wie man sie nennt, die gotische wurde vollständig verkannt. Da man nämlich einen geschichtlichen Ueberblick über ihre Entwicklung nicht hatte, urtheilte man gewöhnlich nur nach den geistlosen Werken aus der Zeit ihres Verfalls, die allerdings durch ihre vielfach überladenen und verworrenen Zieraten wohl geeignet waren, Abneigung hervorzurufen, auf ihre Meisterwerke aber achtete man nur wenig, und hätte man sie auch beachtet, so hinderte das einmal herrschende Vorurtheil meist auch hier, das richtige Verständnis zu gewinnen. Und so war denn auch Göthe unter den Tadlern gotischer Kunst aufgewachsen [1]); aber so sehr er sonst auf dem Boden seiner Zeit stehen mochte, in Geschmacksrichtungen, die man sich durch unmittelbares Anschauen aneignen kann, war er durchaus unabhängig von derselben. Schon von frühester Jugend an hatte er in seiner Vaterstadt, der alten Reichs- und Kaiserstadt, Gelegenheit genug, alte Bauwerke in deutschem Geschmack zu betrachten [2]), und obgleich »nichts architektonisch erhebendes damals in derselben zu sehen war«, so fasste er zu der alten Bauart doch Neigung, die allerdings durch die Gewohnheit immer mehr abnahm [3]). Da ihm nun aber in Leipzig eine jede derartige Anregung fehlte, so warf er sich unter der Leitung Oesers, der »die allzu kindlichen Anfänge deutscher Kunst wenig schätzte« [4]), mit allem Eifer auf das Studium der Antike, und das umsomehr, je bedeutenderes gerade damals durch Winckelmann und Lessing auf diesem Gebiete geleistet wurde. So war denn jene erste Neigung vollständig überwunden, als ihm in Strassburg zum ersten Male ein Denkmal der reinen deutschen Baukunst vorkam, das Münster. Und obgleich er ganz von Oeserschen Theorien erfüllt war, wandte er sich dennoch sofort mit entscheidendem Interesse diesem erhabenen Kunstwerke zu [5]): so überwältigend war der Eindruck, den es auf ihn machte. Hören wir ihn selbst (1772) [6]): »Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen.

---

[1]) Göthes Werke IV, 141 a. (Ich citire durchgängig nach der Cottaschen Ausgabe in 6 Bänden.) [2]) Man lese Werke IV, von S. 3 an, und vergleiche „Göthes Beziehungen zu seiner Vaterstadt". Frankfurt a. M. 1862. S. 23–26. [3]) Werke IV, 87 b. [4]) IV, 115 a, oben. [5]) IV, 130 f. 140 ff. 183 f. [6]) V, 393 b.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unter die Rubrik Gotisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Missverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, welches die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hiess alles gotisch, was nicht in mein System passte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich auf Anlass einiger abenteuerlicher Schnörkel in den allgemeinen Gesang stimmte: »Ganz von Zierat erdrückt!« und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines missgeformten, krausborstigen Ungeheuers. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, grosser Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und geniessen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, dass es also mit den Freuden des Himmels sei. Und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu geniessen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages zu schauen seine Würde und Herrlichkeit!« Und durch diese immer wiederholte Rückkehr hat er sie denn, wenn auch nicht ganz verstehen und begreifen lernen, so doch richtig gewürdigt, und zwar ohne Anregung von anderen, nur durch eigenes Anschauen; denn, was besonders hervorzuheben ist, er stand mit dieser Ansicht in seiner Zeit fast allein. Dieser seiner Begeisterung gab er auch Ausdruck in dem Aufsatze: »Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach« [1]) dem er 1775 noch einige Sätze desselben Enthusiasmus voll folgen liess [2]). Er selbst urtheilt in dem Aufsatz »Von deutscher Baukunst« aus dem Jahre 1823, also in einer Zeit, wo er sich seit mehr als zehn Jahren wieder eifrig diesem Gegenstande zugewandt hatte, und zwar an der Hand wissenschaftlicher Forschung, wo er also ein Urtheil hatte über seine damaligen Bemühungen, folgendermassen [3]): »Dass ich bei diesen erneuten Studien deutscher Baukunst des dreizehnten Jahrhunderts öfters meiner früheren Anhänglichkeit an den Strassburger Münster gedachte und des damals, 1772, im ersten Enthusiasmus verfassten Druckbogens mich erfreute, da ich mich desselben beim späteren Lesen nicht zu schämen brauchte, ist wohl natürlich: denn ich hatte doch die inneren Proportionen des Ganzen gefühlt, ich hatte die Entwicklung

---

[1]) In den Werken V, 392 ff. vgl. IV, 141 b. 186 b f. Gedruckt zuerst als fliegendes Blatt Frankfurt 1772 und im nächsten Jahre in Herders „Blätter für deutsche Art und Kunst" aufgenommen. Vgl. Abeken, Göthe in den Jahren 1771–1775. 2. Aufl. Hannover 1865. S. 129 ff. [2]) „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe" V, 397 f. Vgl. Abeken, S. 382.
[3]) Werke V, 491 b.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der einzelnen Zieraten eben aus diesem Ganzen eingesehen und nach langem und wiederholtem Anschauen gefunden, dass der eine hoch genug erbaute Turm doch seiner eigentlichen Vollendung ermangele. Das alles traf mit den neueren Ueberzeugungen der Freunde und meiner eignen ganz wohl überein, und wenn jener Aufsatz etwas amphigurisches in seinem Stil bemerken lässt, so möchte es wohl zu verzeihen sein, da wo etwas unausprechliches auszusprechen ist.«

Somit war Göthe unter den ersten, welche die altdeutsche Baukunst nicht nur für ihre Person gehörig würdigten, sondern ihr auch öffentlich Anerkennung angedeihen liessen [1]). Allerdings verhallte seine Stimme vorläufig wenigstens wirkungslos, da die Zeit für eine rechte Forschung noch nicht gekommen war. Auch konnte er sein Urtheil nicht gehörig begründen, da er diese Studien lediglich dazu getrieben hatte, um sich selbst Klarheit zu verschaffen, und sich dabei mehr auf sein richtiges Gefühl stützte [2]). Es war auch überhaupt nicht seine Art, lehren zu wollen, sondern es drängte ihn, alles das nur auszusprechen, was ihn bewegte; und wenn er sich mit etwas beschäftigte, war es ihm nicht sowohl darum zu thun, der Wissenschaft zu dienen, als sich selbst zu belehren und seinen Geschmack zu läutern. Hatte er aber eine feste Ueberzeugung für sich darüber gewonnen, so kümmerten ihn die Ansichten anderer Leute wenig; er sprach die seinige aus, und damit war denn auch gemeiniglich der augenblickliche Abschluss seiner Beschäftigung mit diesem Gegenstande angekündigt. Daher liess er sich auch auf das Studium der altdeutschen Baukunst oder gar der altdeutschen Kunst überhaupt nicht weiter ein; am Strassburger Münster glaubte er sich hinlänglich über dieselbe klar geworden zu sein, ihr aber noch weiter nachzuspüren war ihm nicht gegeben, sie hätte sich ihm noch sonst darbieten müssen, was aber für die nächste Folgezeit nicht der Fall war. Vielmehr stumpfte sich der Eindruck, den jenes herrliche Bauwerk auf ihn gemacht hatte, sehr bald ab und ging später unter anderen sich darbietenden Einwirkungen ganz verloren, wie er denn überhaupt, am meisten aber in seinen jungen Jahren, ausserordentlich bestimmbar war, von jedem äusseren Einflusse Anstoss erhielt und nicht fest bei einer Sache blieb, weil mit der Fähigkeit, vieles aufzunehmen, eine Ungeduld verknüpft war, die ihn bald ermatten liess [3]). Ueber diese seine Entfremdung von diesem Gegenstande macht er in dem oben angeführten Aufsatze »Von deutscher Baukunst« 1823 folgendes Geständnis [4]): »Seit meiner Entfernung von Strassburg sah ich kein wichtiges, imposantes Werk dieser Art.

---

[1]) Klar und bestimmt spricht dies Friedrich Perthes in einem Briefe an Sulpiz Boisserée aus: Sulp. Boisserée I, 810. Vgl. auch Kurz, Geschichte der deutschen Literatur III, 97 a.
[2]) Daher war auch wenig dagegen einzuwenden, dass bei Gelegenheit der Recension dieser Schrift in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften „dem witzigen Schwätzer" der Rath ertheilt wurde, sich zuvor eine genaue Kenntnis der Baukunst zu erwerben, ehe er darüber zu schreiben wage. Koberstein, Literaturgeschichte 4. Aufl. II, 1510 Anm.
[3]) Lewes, Göthes Leben und Schriften. Uebers von Frese. 7. Aufl. I, 55. [4]) Werke V, 490b.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Eindruck erlosch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zustandes, wo mich ein solcher Anblick zum lebhaftesten Enthusiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte solche Gesinnungen nicht wieder beleben, um so weniger als die modernen Veränderungen am Dome zu Mailand den alten Charakter nicht mehr erkennen liessen; und so lebte ich viele Jahre solchem Kunstzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.« Schon als er auf seiner Heimreise von Strassburg in Mannheim zum ersten Male eine grosse Sammlung von Abgüssen antiker Kunstwerke sah, und darunter auch den eines Capitäls des Pantheon, »fing bei dem Anblick jener so ungeheuren als eleganten Akanthblätter sein Glaube an die nordische Baukunst an, etwas zu wanken«[1]). Ein vollständiger Umschlag, der sich schon längere Zeit vorbereitet hatte, trat ein, als er in Italien tiefer in das Verständnis der antiken Kunst eindrang. Gleich bei seinem Eintritte in das Land seiner Wünsche hatten ihn Palladios Bauwerke begeistert[2]), und als er in Venedig in einer Sammlung von Abgüssen der besten Antiken auch ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antoninus und der Faustina in Rom gesehen hatte, das ihn an das in Mannheim gesehene Capitäl erinnerte, schrieb er, der einst von der Herrlichkeit und Erhabenheit deutscher Baukunst so schön und mit solchem Feuer gesprochen hatte, nach Weimar[3]): »Das ist freilich etwas anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Türmlein und Blumenzacken: diese bin ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los.« Und doch sollte er sie nicht auf ewig los sein. Noch nicht dreissig Jahre dauerte es, und Göthe war, wie wir sehen werden, wieder in den alten Ketten.

In der Zeit seiner Begeisterung für altdeutsche Baukunst lernte er auch Dürer schätzen. Schon in dem oben erwähnten Aufsatze »Von deutscher Baukunst« 1772 preist er ihn mit folgenden Worten[4]): »Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner.« In seiner Lebensbeschreibung freilich erwähnt Göthe nichts über sein damaliges Interesse für Dürer, aber es ist anzunehmen, dass er ihn vorläufig wenigstens nicht aus den Augen gelassen hat. In dem Gedichte »Hans Sachsens poetische Sendung« 1776 erwähnt er ihn als den, der die Welt dargestellt hat in ihrem »festen Leben und Männlichkeit, innerer Kraft und Ständigkeit.« Eine Zeit lang beschäftigte man sich in Göthes Freundeskreise sehr lebhaft mit ihm. Merck liess 1780 im Mercur einen gediegenen Aufsatz erscheinen mit dem Titel »Einige Rettungen für das Andenken Dürers«[5]), und zahlreiche Briefstellen aus den Jahren 1778—1782[6]) bezeugen, dass Göthe eifrig bestrebt gewesen ist, Dürer immer

[1]) Werke IV, 184 f. [2]) IV, 305 ff. 312 f. 316. Vgl. Sulpiz Boisserée I, 268. [3]) IV, 319 a. Man vergleiche dazu sein Urtheil über den Mailänder Dom in einem Aufsatze des Jahres 1788: V, 399 b. [4]) V, 395 a. [5]) Briefe an Merck S. 255. [6]) Briefe an Merck S. 227 f. 241. 267. Briefe an und von Merck S. 125. 211 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genauer verstehen zu lernen und zur Anerkennung zu bringen. Später freilich, als die formenreine Schönheit der italienischen Kunst ihn gefangen nahm, behagten ihm Dürers »holzgeschnitzte Gestalten« nicht mehr. In einem Briefe aus Bologna 1786 bedauert er, dass das Glück Albrecht Dürern nicht tiefer nach Italien geführt habe, und fügt hinzu: »In München habe ich ein paar Stücke von ihm gesehen, von unglaublicher Grossheit. Der arme Mann!«[1]) Und in dem 42. Epigramm (1790) nennt er Dürer zusammen mit Peter Breughel und sagt von ihm, dass er »unser gesundes Gehirn mit apokalyptischen Bildern (d. i. mit seinen Bildern nach der Apokalypse), Menschen und Grillen zugleich zerrütte«[2]). Nur in seinen Kupferstichen bewunderte er auch damals den strengen Fleiss und die grosse Reinlichkeit, wie aus einem Aufsatze von 1789[3]) hervorgeht. Von 1805 an liess er aber auch ihm volle Gerechtigkeit widerfahren, wie wir später sehen werden.

Wenn auch Göthe seinen ersten Ansichten nicht treu blieb, so sind doch die oben genannten Schriften beachtenswerthe Vorläufer für die richtige Würdigung der altdeutschen Kunst gewesen, die sich am Ende des Jahrhunderts durch Wackenroder und Tieck anbahnte und bald allgemeine Geltung erhielt. Wichtiger für uns aber ist der Einfluss, den diese seine Bestrebungen auf seine Dichtungen aus der ersten Periode und auf die Wahl der Gegenstände dafür ausübten. Wir werden später Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Sehen wir jetzt, wie Göthe sich der altdeutschen Literatur gegenüber verhielt. Damit man nun davon ein richtiges Bild gewinne, ist es nöthig, die Bestrebungen der Männer der Literatur aus dem vorigen Jahrhundert überhaupt, so weit sie auf das altdeutsche Alterthum sich bezogen oder bezogen wurden, im Zusammenhange kurz darzustellen.

Einer von den Hauptfaktoren, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Aufschwung der Literatur herbeiführten, ist das wiedererwachende Nationalgefühl[4]). Man suchte den fremden Einfluss, der so lange auf der deutschen Literatur gelastet und es zu einer eigenartigen deutschen Dichtung nicht hatte kommen lassen, zu beseitigen und befleissigte sich deshalb, so weit man konnte, deutscher Art und deutscher Gesinnung. Um dies zu erreichen, begann man damals auch die Aufmerksamkeit auf die deutsche Vorzeit zu lenken. Aber wie wenig wusste man von derselben, und wie unzusammenhängend und unklar war diese geringe Kenntnis! Man erinnere sich, dass das Bewusstsein von einer Blüte der Poesie im Mittelalter schon im 16. Jahrhundert vollständig abhanden gekommen war, und dass die Reste derselben in den Bibliotheken

---

[1]) Werke IV, 324 b. Auf dieses sein Bedauern antwortete ihm später Wackenroder in den „Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders". S. 124 ff. Vgl. Koberstein, Literaturgesch. 4. Aufl. III, 2171 Anm. [2]) Werke I, 83 a. [3]) V, 405 a. [4]) Vgl. Kurz, Literaturgesch. II, 460 u. 4[illegible]3

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lagen, fast unbeachtet und ungelesen [1]). Und von den letzten Ausläufern derselben im 15. und 16. Jahrhundert theilte man noch allgemein das Vorurtheil des vergangenen Jahrhunderts, dass sie roh und ungeschlacht seien; man kannte aber auch diese so gut wie gar nicht. Ueberhaupt reichte der historische Rückblick im besten Falle nur bis in das Reformationszeitalter, die ganze weiter zurück liegende Zeit aber mit ihren literarischen Erzeugnissen war in tiefes Dunkel gehüllt [2]). Nun führt zwar Raumer in seiner Geschichte der germanischen Philologie eine ganze Reihe von Männern aus früherer Zeit an, die die altdeutschen Denkmäler zum Gegenstande ihres Studiums machten, sie auch theilweise herausgaben. Aber nicht das literarische Interesse war es, welches sie leitete, höchstens fand sich dies nebenbei ein; sie benutzten vielmehr jene Schriftwerke nur als Fundgruben von Material für ihre theologischen, linguistischen und besonders juristischen Untersuchungen [3]). So blieb denn auch die Frucht ihrer Beschäftigung nur innerhalb kleiner Kreise von Gelehrten. Das wurde erst anders um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Es ist Bodmers Verdienst zuerst den poetischen Werth unserer mittelalterlichen Poesie erkannt oder doch wenigstens gefühlt zu haben [4]). Um nun die Bekanntschaft mit derselben weiter auszubreiten, gab er im Verein mit Breitinger verschiedene mittelhochdeutsche Dichtungen heraus, namentlich die Minnesänger und den zweiten Theil der Nibelungen; anderseits versuchte er sie durch Umarbeitung und Erneuerung seiner Zeit näher zu bringen. So schrieb er: Parcival, ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denckart 1753. Die Rache der Schwester 1767. Wilhelm von Oranse 1774. Jenes erstere Unternehmen, so mangelhaft es auch ausfiel, ist für jene Zeit recht verdienstlich zu nennen, das letztere freilich war, in dieser Art ausgeführt, völlig verfehlt und gar nicht geeignet, zur Nacheiferung anzuregen [5]).

Diesem vom rein literarischen Interesse ausgegangenen Versuche, in das deutsche Alterthum einzudringen, wie ihn Bodmer anstellte, trat eine aus ganz andern Motiven und auf einem völlig anderen Wege begonnene Thätigkeit in derselben Richtung gegenüber. Klopstock [6]) hatte nämlich gleichzeitig mit den ersten Bemühungen Bodmers um die mittelalterliche Poesie in seinen ersten Vaterlandsoden ein wärmeres Gefühl für das deutsche Vaterland und eine lebendigere Erinnerung an die ruhmvolle Vorzeit unseres Volkes kundgegeben und sich dabei mit Vorliebe auf die früheste Periode des deutschen Alterthums be-

[1]) Koberstein I, 298 Anm. und 340. Raumer, german. Philologie S. 54 f. [2]) Koberstein II, 1539 Anm. [3]) Raumer, S. 48. 57. 165. [4]) Raumer, S. 266 ff. Koberstein, III, 1067 Anm. [5]) Es mag damals wohl nur wenige gegeben haben, die, wie Heinrich Füssli der Jüngere, die Nibelungen (oder nur die Nachbildung Bodmers?) über den Messias stellten; er schreibt (Briefe an Merck, S. 61 Anm.): „Die zehn ersten Gesänge des Messias sind der Gesang eines Schwans, die zehn letzten ein Rabengekrächze; weit über dem Messias aber steht Chriemhildens Rache, das erste aller deutschen Gedichte". [6]) Raumer, S. 270 ff. Koberstein, II, 1384 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zogen, indem er vorzüglich die Nachrichten der lateinischen Schriftsteller über die alten Deutschen benutzte, das einzige, was über dieselben durch die gelehrte Bildung der Zeit allgemeiner bekannt war und aus dem Dunkel, welches die ganze Vorzeit bedeckte, sich mit grösserer Bestimmtheit heraushob. Seit der Zeit kam nun ein gewisser Patriotismus auf, der sich darin gefiel, den ältesten Abschnitt der deutschen Geschichte poetisch zu verherrlichen, und, wie man sagte, das Deutschthum in Hermannswäldern suchte. Denn Arminius war begreiflicher Weise der Hauptheld dieser patriotischen Dichtungen. Diese selbst aber wurden nach Anleitung der Ueberlieferung der alten Klassiker und nach eigener Phantasie auf angeblich altgermanische Weise mannigfach ausgeschmückt oder vielmehr aufgeputzt. Diese Neigung für die germanische Urzeit, diese Schwärmerei für ein Urdeutschthum bekam nun in der Mitte der Sechziger neue Nahrung durch das Bekanntwerden der altnordischen und angeblich ossianischen Lieder. So wenig nun die Skaldenpoesie und noch viel weniger die ossianische eine deutsche zu nennen ist, dennoch glaubte man in ihnen das echte und unverfälschte Deutschthum gefunden zu haben (denn selbst den Ossian stempelte man, »weil er ein Kaledonier war«, zu einem Deutschen); fortan schwärmte jeder Patriot nur für diese, nur sie suchte man nachzubilden, und wenn man auch den Geist nicht wiedergeben konnte, so verwendete man wenigstens ihre Mythologie, aber auch nur als leere Namen und Wortklänge, und sonst noch allerlei Aeusserlichkeiten derselben. Aber, was das schlimmste ist, man benutzte das nicht nur, wie Klopstock, in Dichtungen, die ihren Stoffen nach mit der altgermanischen Urzeit zusammenhingen, sondern auch zur Einkleidung ganz moderner und der Tagesgeschichte entnommener Gegenstände. So entstand ein Irrthum aus dem andern, bis zuletzt ein arges Unwesen mit Barden- und Skaldenpoesie getrieben wurde.

In diesen beiden Richtungen bewegten sich vor dem Auftreten Göthes, welches wir etwa in das Jahr 1770 setzen können, alle diejenigen literarischen Bestrebungen, die das deutsche Alterthum irgendwie zum Gegenstande hatten. Mit diesem Jahre sind wir aber auch in die sogenannte Sturm- und Drangperiode unserer Literatur eingetreten, der Göthe selbst als ein Hauptstürmer angehört. Wir müssen in derselben zwei Kreise vornehmlich unterscheiden, die so ziemlich unabhängig von einander entstanden und es auch für die Folgezeit blieben. Der eine sammelte sich in Göttingen und lehnte sich an Klopstock an; der andere bildete sich in Strassburg durch Herders unmittelbare Anregung und schloss sich später besonders in Frankfurt um Göthe selbst zusammen, während Herder, der damals durch Amtsangelegenheiten von diesem literarischen Treiben abgezogen wurde, mehr im Hintergrunde desselben stand. Welche Uebereinstimmung zwischen beiden Kreisen auch in den Zwecken herrschte und auf wie übereinstimmende Art und Weise diese sonst verwirklicht wurden, so gingen sie doch beiderseits von wesentlich andern Grundlagen aus, wenn man die Stellung ins Auge fasst, die sie dem deutschen Alterthum gegenüber einnahmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als durch Herders Schriften der zündende Funke in die jungen Dichter gefallen war, der sie anfeuerte, fortan jeder regelrechten und herkömmlichen Poesie zu entsagen und nur genial und natürlich-volksmässig zu dichten, da wussten sie wohl, dass sie etwas wollten, aber was das eigentlich sei, und was für Mittel sie anwendeten, um es zu erreichen, hatten sie sich nur wenig überlegt. Die Zeit war, wie Göthe sagt [1]), strömend, fordernd, thätig, aber nicht betrachtend und sich selbst genugthuend. Schon in der Wahl der Vorbilder verfuhr man höchst willkürlich. Dass man Natur und natürliche Poesie in älteren Zeiten suchte, war ganz in Ordnung, aber man stürzte sich auf alles und jedes, wovon man wusste oder glaubte, dass es in alter Zeit entstanden sei oder den Geist derselben noch treu bewahrt habe, mochte es nun dem Norden oder Süden, dem Morgen- oder Abendlande seinen Ursprung verdanken [2]). Dann unterschied man auch im Eifer viel zu wenig zwischen den verschiedenen Dichtungsarten: epische und lyrische Volkspoesie warf man zusammen, und stellte diese nun wieder in eine Reihe mit Kunstdichtungen (so hielt man auch die Minnelieder für volksthümliche Gedichte), und wenn man von den letzteren auch nur solche Erzeugnisse wählte, die der Natur im ganzen noch treu geblieben waren, so entstand doch ein ziemlicher Wirrwarr in den aufgeregten Köpfen, weil man alles fast auf dieselbe Weise für die Dichtungen verwendete. Dass nun bei diesem Streben die Genies auch auf die alten deutschen Dichtungen und auf solche, die dafür galten, zurückgingen, ist natürlich. Was nun die Göttinger Dichter betrifft, so ist es leicht erklärlich, dass sie sich hauptsächlich jenen nordischen Poesien zuwandten, da sie sich unter den Einfluss Klopstocks stellten [3]). Anstatt nun aber an ihnen bloss den Geist natürlicher Dichtkunst zu studiren, benutzten sie auch für die Form und die Ausführung ihrer lyrischen Gedichte jene epischen Dichtungen, setzten überhaupt die Bardenpoesie fort, und so musste denn statt Natürlichkeit nothwendiger Weise Unnatur entstehen. Einige freilich fühlten dies bald (besonders Bürger [4]), und hielten sich in ihren eigenen Dichtungen von dem Bardenthum fern; diese sind es hauptsächlich, die ihre Aufmerksamkeit auch auf unsere mittelalterliche Lyrik, die seit Bodmers Herausgabe der Minnesinger 1758/59 wenig beachtet worden war, richteten, und sich nun, besonders Miller, Hölty und Bürger, eine Zeit lang in Minneliedern versuchten [5]). Aber

---

[1]) Werke IV, 263 b. [2]) Koberstein, II, 1469 f. Welcher Gesichtspunkt sie leitete bei der Auswahl ihrer Muster, erkennt man aus Göthes Worten (V, 524 a) 1772: „Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so gross? Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft.“ [3]) Vgl. Prutz, Göttinger Dichterbund S. 225 ff. 245 ff. [4]) Vgl Prutz, S. 253 f. [5]) Prutz, 214 f. Koberstein III, 2851 Anm. o. Im Göttinger Musenalmanach von 1773 erschienen zuerst nur 2 Minnelieder von Bürger (S. 55 u. 115), viel grösser aber war ihre Zahl in dem nächsten Jahrgange: 2 von Bürger, 7 von R (Miller), 1 von S. (Voss); vgl. auch Prutz, S. 273 f. Höltys zahlreiche Minnelieder aus derselben Zeit wurden erst später veröffent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn sie auch damit auf dem Boden des wirklichen deutschen Alterthums standen, und ihre Bemühungen nicht verfehlt waren, wie Bodmers Erneuerungen der grossen erzählenden Gedichte des Mittelalters, so konnten sie den Geist der Minnesänger in ihren Gedichten doch nicht wiedergeben, und die Nachbildung beschränkte sich mehr oder weniger auf Aeusserlichkeiten, so dass die Poesie im allgemeinen keinen erheblichen Nutzen daraus zog [1]).

Darin also äusserten sich die Bestrebungen der Göttinger Sturm- und Drangdichter, soweit sie sich auf deutsches Alterthum erstreckten, aber gerade in dieser Beziehung unterschieden sie sich, wie gesagt, von denen Göthes und des Kreises, der sich an ihn anschloss, der überhaupt in eine ganz neue Bahn einlenkte. Denn war Bodmer an und für sich mit vollem Recht, aber für seine Zeit zu früh und daher vergeblich für die gleichzeitige Dichtung an die wahren Fundgruben altdeutscher Poesie getreten, hatte man sich dagegen bisher allgemein bestrebt, die ältesten Zeiten für die neue Literatur zu verwerthen, und hatten die Göttinger einen Schritt weiter in das 13. Jahrhundert zu thun versucht, so wandte Göthe seine Aufmerksamkeit auf die letzten Zeiten des deutschen Alterthums, indem er sich mit der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts näher bekannt machte und aus diesem Zeitraum Stoffe, Formen und Art für seine Dichtungen sich aneignete, was um so mehr eine richtige Würdigung der Werke deutscher Vorzeit einleitete, je bessere Erfolge er damit erreichen konnte und wirklich erreicht hat. So wenig er aber in der Praxis mit den Göttingern übereinstimmte, ebenso wenig trat er ihnen in der Theorie entgegen; er billigte vielmehr ihre Thätigkeit und vertheidigte ihre Bestrebungen gegen die gemein-

---

licht. Boie fühlte sich als Herausgeber des Almanachs gedrungen, 1773 auf sie besonders aufmerksam zu machen; er fügt im Verzeichnisse nach Nennung der beiden Bürgerschen Minnelieder folgende Worte hinzu: „Man hat zu unsern Zeiten, zum Theil mit vielem Glücke, den Bardengesang aufgeweckt, dessen ältere Muster gänzlich verloren gegangen sind: der Verfasser dieser beiden Gedichte hat versuchen wollen, ob die Minnelieder, die noch da sind, auch nicht einen grösseren Einfluss auf unsere Poesie haben könnten, als sie bisher gehabt haben“ Eine grössere Auseinandersetzung findet sich im Almanach von 1774 an derselben Stelle. Von Herder wurden diese Versuche sehr gelobt; er schreibt 1772 an Merck (Briefe an Merck S. 42): „Recensiren Sie doch den Musenalmanach bald. Es sind doch allerliebste Stücke darin. Von Bürger, der eben auch so ein Minneantlitz hat und Silberstimme als er singt“

[1]) Wie wenig sie mit diesem Versuche erreichten, kann man aus einer Aeusserung Herders ersehen, der im Jahre 1777 sich darüber beklagt, dass „die von den Schweizern herausgegebenen Lieder aus dem sogenannten manessischen Codex“ so wenig Wirkung gemacht hätten; sie seien nur etwa durch den einzigen Gleim (in seinen „Gedichten nach den Minnesingern“ 1773. Später verfasste er noch „Gedichte nach Walther von der Vogelweide“ 1779) in Nachbildung, wenig andere durch Uebersetzung recht unter die Leute gekommen; der Schatz selbst liege da, „wenig gekannt, fast ungenutzt, fast ungelesen.“ Koberstein II, 1488 Anm. Die Göttinger erwähnt er also nicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaftlichen Gegner. Das werden wir erkennen, wenn wir jetzt Göthes Stellung zu den eben charakterisirten Richtungen seiner Zeitgenossen zu bestimmen versuchen.

Ehe Göthe nach Strassburg kam, konnte er sich mit der Bardenpoesie durchaus nicht befreunden. Wir ersehen das aus einem Briefe, den er 1769 aus Frankfurt an Friederike Oeser in Leipzig schrieb [1]). Er macht ihr in demselben erst einige Vorhaltungen über die Sympathie, die sie, wie er annehmen muss, für den Barden »Rhingluff, oder Gott weiss wie er heisst« hege, und setzt ihr dann seine Meinung über die Bardenpoesie auseinander: »Ich denke so von Rhingulph wie von allen Gesängen dieser Art. Gott sei Dank, dass wir Friede haben, zu was das Kriegsgeschrei. Ja wenns eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge. Ei gut, da fischt immer! Aber nichts als ein ewig Gedonner der Schlacht, die Glut die im Muth aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! wenn der Vers nicht voll werden will, und wenns lang währt, die Monotonie des Silbenmasses, das ist zusammen nicht auszustehn. — Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thut's nicht. — Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit singt, so brauche ich gerne Commentare, sein Kostüm zu erklären. ich kann mir viele Mühe drum geben; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, dass ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben.« In Strassburg freilich änderte sich dies bis zu einem gewissen Grade. Von Herder angeregt, begeisterte er sich immer mehr für den Ossian und übersetzte in Strassburg selbst einen Gesang, den er später in den Werther einschaltete [2]). Ebenso machte er sich die Skaldenlieder bald zu eigen [3]) und benutzte ihren Inhalt, den er in die Form von Märchen brachte, zu Erzählungen, die er in Gesellschaften gern vortrug [4]). Selbst mit der Bardenpoesie befreundete er sich nach und nach. Nur das Missfallen gerade an Kretschmanns Bardendichtungen erhielt sich weiter. Dessen Gedicht »die Jägerin« recensirte er in den Frankfurter gelehrten Anzeigen sehr

---

[1]) Göthes Briefe an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn 2. Aufl. Leipzig 1867. S. 198 ff. [2]) Herder regte ihn auch hierzu an. In Göthes Tagebuche aus der Strassburger Zeit (Ephemerides, herausgeg v. Schöll, Briefe und Aufsätze v. Göthe. Weimar 1846) finden sich (S 121 bei Schöll) mehrere Titel von „Büchern zur Skaldischen Literatur," die er sich jedenfalls nach einem Gespräche mit Herder aus dem Gedächtnis (die Titel sind auch nicht genau angeführt) aufgezeichnet hat. Werke IV, 197 giebt Göthe ausserdem noch an, dass er die Edda aus der Vorrede zu Mallets dänischer Geschichte (vgl Raumer S. 272) kennen gelernt, und dass Herder ihm den Resenius (Edda Islandorum 1665; vgl. Raumer S. 147 f.) in die Hände gegeben habe. [3]) Werke IV, 197 b. [4]) III, 39 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehr abfällig [1]), und etwas später verspottete er ihn bei Gelegenheit einer andern Recension [2]). Dagegen liess er die Dichtungen des Jesuiten Denis in der Recension der »Lieder Sineds des Barden« in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1773 [3]) nicht nur als Gegengewicht gegen die tändelnde Poesie seiner Zeit gelten, sondern spendete ihnen auch volles Lob.

Als dann von Göttingen aus Minnelieder in die Literatur eingeführt wurden, hielt Göthe mit seinem Beifall nicht zurück. In der Recension des Göttinger Musenalmanachs von 1773 [4]) empfiehlt er die Minnesänger eindringlich zur Nachbildung; er schreibt: »Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsere empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen. Nur wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls, dass diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, blosse Decoration und Mythologie, sondern dass sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, und wenn er die Gesänge Kaiser Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meissen nachempfunden hat, so bilde er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Julie u. s. w. bei Shakespeare. Das andere Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen.«

Wir sehen also, dass Göthe damals mit derartigen Bestrebungen seiner Zeitgenossen einverstanden war, und dass er ihre Bedeutung für die beabsichtigte Verjüngung der deutschen Literatur bereitwilligst anerkannte. Fragen wir nun aber nach den Gründen, aus denen er diese Grundsätze nicht auch in eigenen Dichtungen zur Anwendung brachte, so giebt er sie in seiner Lebensbeschreibung

---

[1]) Werke V, 523 b. Die Zweifel, die darüber ausgesprochen worden sind, inwieweit diese Recensionen von Göthe selbst verfasst seien (vgl. v. Biedermanns Ausgabe der „Aufsätze zur Literatur" Berlin, Hempel. Einführung S. XX ff.), berühren die uns hier angehenden Recensionen nicht, würden auch für unsere Frage unerheblich sein. [2]) V, 529 f. „Herr Kretschmann erscheint hier in einem unvermutheten Lichte" u. s. w. [3]) V, 532 f. Ich hebe zwei Stellen heraus, die seinen damaligen Standpunkt erkennen lassen. „Wir sind gegen die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleimschen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als dass er unsere tändelnden Zeiten besänge. — Von dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur weniges sagen. Wir haben eben leider nichts eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hie und da noch etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, dass man sich Mühe gäbe, diese Gesänge aufzusuchen; und es werden die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock, uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie!" [4]) V, 529 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst an, und zwar sowohl in Betreff der altnordischen als mittelalterlichen Poesie. Ueber erstere schreibt er (im Jahre 1813)[1]: »Aber alle diese Dinge (d. i. die Eddalieder mit ihrer Mythologie und ihren Heldensagen), wie werth ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich sie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschauen, indessen die Mythologie der Griechen, durch die grössten Künstler der Welt in sichtliche, leicht einzubildende Gestalten verwandelt, noch vor unsern Augen in Menge dastand. Götter liess ich überhaupt nicht viel auftreten[2], weil sie mir ausserhalb der Natur, die ich nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten. Was hätte mich nun gar bewegen sollen, Wodan für Juppiter und Thor für Mars zu setzen und statt der südlichen, genau umschriebenen Figuren Nebelbilder, ja blosse Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen?« Als »kunstwidrige Gespenster« stellten sie sich ihm dar, wie er sie gleich darauf nennt. Dem Einfluss seiner Künstlernatur also ist es zu danken, dass für seine Dichtungen keine nordische Sage da war. Man muss nun aber nicht verkennen, dass diese Worte hier aus Reflexionen des Greises entsprungen sind, und dass er über die Gründe, aus denen er von den nordischen Dingen für seine Dichtungen keinen Gebrauch machte, damals noch nicht die Klarheit haben mochte, mit der er sie vierzig Jahre später aussprach. Göthe stand vielmehr damals noch sehr unter dem Banne der Autorität Klopstocks[3], aber sein richtiges Gefühl und gesunder Sinn liessen ihn das Richtige treffen, wie hierbei, so auch bei den Minnesängern. Ueber diese schreibt er[4] im vierten Theile (1831 vollendet) von Dichtung und Wahrheit, wo er von der Unsicherheit und der Verlegenheit spricht, in der sich die jungen Dichter der »eigentlichen genialen Epoche unserer Poesie« rücksichtlich der metrischen Kunst und der poetischen Formen überhaupt befunden hätten: »Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fussen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus dem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten; und so befreundete man sich mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsere Sache, wir wollten leben und nicht lernen.« So wahr diese Bemerkungen sind, zweifle ich doch, dass sich Göthe das damals so klar gemacht habe und sich nur deshalb von ihnen fern hielt. Soviel steht zwar fest, dass ihm schon damals auch der Fehler bewusst war, vor dem man sich bei Verfertigung von Gedichten nach dem Vorbilde der Minnesänger zu hüten habe, den man aber gerade meist beging[5]. Aber der Hauptgrund ist doch der,

---

[1]) Werke IV, 197 b. [2]) Seit Leipzig schon: IV, 110. [3]) Vgl. Abeken, S. 221 und 249 f. [4]) IV, 263 b. [5]) Das zeigt die Seite 13 angeführte Stelle aus der Recension des Musenalmanachs.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass er von Hause aus keine Sympathie hatte für die Minnelieder. Schon in Strassburg hatte Oberlin den Versuch gemacht, ihm eine Neigung zu denselben einzuflössen [1]), aber vergeblich. Und hätte er sie auch zum Gegenstande eines genaueren Studiums gemacht [2]), niemals wäre er mit ihnen vertraut geworden; denn nur wenig berührten sie sich mit seinem Geschmack und seiner Denkart. Die Natürlichkeit der Empfindungen theilte er mit ihnen, das ganze Ritterwesen jener Zeit dagegen war ihm fremd und unverständlich. Mit unverstandenem Material aber zu arbeiten, bloss um sich einmal darin zu versuchen, war ihm nicht gegeben; er musste mit seinem ganzen Herzen bei allem sein, was er dichtete, und wenn er nicht wirklich Selbsterlebtes zu seinen Werken verarbeitete, musste er es wenigstens im Geiste empfunden, musste sich hineingelebt haben. Das war ihm aber bei den Minnesängern nicht möglich, daher mussten sie ihn von Anfang an gleichgültig lassen; und wenn er ihnen auch später, als er mit den Göttingern in eine nähere Berührung kam, seine Anerkennung nicht versagte, so geschah es doch wohl mehr diesen und ihrer Neigung zu Liebe; auch muss man dabei nicht vergessen, dass er es in einer Recension thut, in der er nicht immer vollständig nach seiner persönlichen Ansicht reden darf, sondern der Tendenz der Zeitschrift bedeutend Rechnung tragen muss, und dass er es bei einer Besprechung von Dichtungen eines befreundeten Kreises thut, der nun einmal eine Vorliebe für die mittelalterliche Lyrik hatte. Damals aber gerade hatte ein freundschaftlicher Verkehr zwischen ihm und jenen begonnen, da sie sich von dem gegenseitigen Zusammenwirken grossen Einfluss versprachen. Ausserdem muss man auch in Rechnung ziehen, dass Göthe damals für fremde Geschmacksrichtungen zugänglicher war als später, wo er sich gegen alles fremdartige sorgfältig verschloss.

Hatte sich Göthe also dem Interesse für die ältesten deutschen Zeiten und das Mittelalter nicht entzogen, aber ebenso wenig rechte Zuneigung dafür

---

[1]) Werke IV, 175 b. [2]) Dass Göthe damals mit seiner Kenntnis der Minnesänger nicht weit gediehen war, kann man aus der genannten Recension unschwer herauslesen. Hätte er sich eingehender mit ihnen beschäftigt, würde er wohl diese Gelegenheit benutzt haben, um sich weiter über dieselben auszusprechen, so aber lobt er an ihnen nur die Natürlichkeit der Empfindung, die allen den Dichtungen, welche die jungen Dichter als Vorbilder aufstellten, gemeinsam ist oder sein sollte. Und dann nennt er als Repräsentanten der Minnesänger zwei Fürsten. Ihre Dichtungen können einen grössern Eindruck auf ihn nicht gemacht haben; denn sie sind im ganzen nicht so bedeutend, und jene Eigenschaft, von der er redet, gebührt ihnen auch nicht vor allen übrigen. Eine frische Sinnlichkeit findet man z. B. bei Heinrich von Morungen viel eher als in den angeblich von Kaiser Heinrich verfassten Liedern. Es sind eben Namen von Fürsten; dass er sie unter jenen Dichtern fand, war ihm befremdlich gewesen, und deshalb hatten sich gerade diese Namen seinem Gedächtnis fest eingeprägt. Ausserdem stehen die drei Lieder unter dem Namen Kaiser Heinrichs an der Spitze der Sammlung. Vgl. Tœche, Kaiser Heinrich VI. Leipzig 1867. S. 504 f. Anm. 7.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewinnen können, so wandte er sich mit desto grösserer Vorliebe dem 15. und 16. Jahrhundert zu, einer Zeit, die »von jeher seine Wissbegierde und Einbildungskraft beschäftigt hatte« [1]). Schon das Aeussere seiner Vaterstadt, die alten Sitten und Gebräuche, die sich in ihr mehr als in jeder andern erhalten hatten, alle jene alten Herrlichkeiten, wie er sie am Anfang seiner Lebensbeschreibung mit Vorliebe gezeichnet hat [2]), wiesen auf jene Zeit zurück, in der das Bürgerthum sich mit Macht emporschwang und die höchste Blüte erreichte. Spuren des Ritterthums dagegen gab es in Frankfurt und seiner nächsten Umgebung nicht, überall nur Erinnerungen an bürgerliches Leben und bürgerliche Kunst. Auch das Gelehrtenthum hatte sich hier noch nicht so festsetzen können, und das Volkslied sich bei weitem lebendiger erhalten als in den mehr östlichen und nördlichen Gegenden Deutschlands [3]). Hier blühte noch ein reges Volksleben, und für die alten Volksbücher war in Frankfurt selbst der grösste Markt [4]). So erblickte Göthe, mochte er seine Augen richten, wohin er wollte, überall Spuren des 15. und noch mehr des 16. Jahrhunderts, überall wurde er angeregt und eingeladen, diesem und nur diesem Zeitraum seine Aufmerksamkeit zu schenken und sich in seine Erinnerungen zu vertiefen. Und das hat er von Jugend auf mit dem grössten Eifer gethan. Je mehr das alles nun durch die lange Gewohnheit für ihn seinen Reiz verlor und in Leipzig vollständig in den Hintergrund gedrängt wurde, desto wirkungsreicher trat die alte Neigung unter neuen Anregungen in Strassburg wieder hervor. Von den dortigen Gelehrten wies ihn besonders Oberlin auf die Denkmale unseres Mittelalters hin und machte ihn »mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Dokumenten«, an denen gerade das Elsass so reich war, bekannt [5]); auf den häufigen Streifereien durch das Land wuchs sein Interesse für dergleichen Dinge noch mehr. Vor allem aber war es das Münster, welches diese seine Vorliebe für den Ausgang des Mittelalters befestigte. Denn obgleich ein Denkmal aus dem 13. Jahrhundert, stand es doch mit dem Ritterwesen seiner Zeit in keiner Verbindung, sondern erinnerte an den Glanz des Bürgerthums in der ehemaligen freien deutschen Reichsstadt. Da es ferner seinem Wesen zuwider war, bei seinen juristischen Studien sich nur die zum Examen nöthigen Kenntnisse einzuprägen, es ihn vielmehr drängte, die historische Erklärung zu suchen [6]), kam er auf die Rechtszustände des 16. Jahrhunderts. So finden wir ihn in Strassburg beschäftigt, in der deutschen Geschichte den Ursprung der Selbsthülfe zwischen den Reichsgliedern und die Art, wie sie angesehen wurde, die Gründung freier Städte und ihr Verhältnis zu den Rittern aufzusuchen [7]). In Frankfurt setzte er dieses Studium eifrig fort, an welches ihn bald noch ein anderes Interesse fesselte.

---

[1]) Werke IV, 192 b. [2]) Vgl. auch Abeken, S. 42 ff. [3]) Koberstein II, 993 f. Anm. [4]) Werke IV, 11 f. [5]) IV, 175 b. [6]) IV, 132 a. [7]) Nach den Mittheilungen Schölls (a. a. O. S. 136 f.) aus dem Strassburger Tagebuche.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen war ihm in die Hände gekommen; sie regte seinen Dichtergeist so lebhaft an, dass er ihre Dramatisirung beschloss. Um nun aber eine richtige Anschauung von jenem Zeitalter zu bekommen, las er, wie er selbst sagt [1]), fleissig die Hauptschriftsteller; dabei nennt er nur ein Werk und zwar ein späteres (Datt, de re publica). Wichtiger aber ist es, festzustellen, welche Schriften aus der Literatur jener Zeit selbst Gegenstand seiner Studien gewesen sind. Aber auch hier ist unsere Kenntnis bis jetzt sehr beschränkt. Sicher scheint, dass er die Dialoge Huttens eifrig studirt hat [2]). Ferner wissen wir, dass er sich mit dem Theuerdank bekannt machte [3]). Ein Lieblingsschriftsteller von ihm aber wurde bald Hans Sachs [4]). Auch erneuerte er seine Jugendneigung für die Volksbücher und Puppenspielfabeln. Ein Gegenstand derselben, die Geschichte von Doktor Faust, machte auf ihn besonderen Eindruck. Zu alle dem kam noch, dass in Strassburg ihn Herder in das Verständnis des deutschen Volksliedes, welches im 16. Jahrhundert seine Blüte erreichte und damals, wo es überhaupt nicht erstorben war, noch immer denselben Geist zeigte, einweihte und ihn antrieb, die Ueberlieferung desselben im Elsass aufzusuchen. Alle diese Anregungen wirkten zusammen, um ihn für diese Periode so zu interessiren, dass sie mit ihrer Poesie und überhaupt mit ihrem Geiste seine dichterische Thätigkeit auf eine lange Zeit fast vollständig beherrschte und auf immer beeinflusste.

Diese Einwirkung zeigen gleich seine beiden ersten grossen dramatischen Dichtungen, deren Anfänge wenigstens nicht weit auseinander liegen, wenn der Dichter auch nach der schnellen Vollendung der einen erst viel später die andere und zwar zunächst nur als Fragment folgen liess: ich meine den Götz von Berlichingen und den Faust. Göthe schreibt in »Dichtung und Wahrheit«, wo er von seinem literarischen Treiben in Frankfurt aus dem Ende des Jahres 1771 berichtet [5]): »Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen; das Studium des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen wohl dastehen konnte«. Auch ohne dies Geständnis würde es unzweifelhaft sein, dass beide Dichtungen aus der Zuneigung für das Leben und den Geist der genannten Epoche hervorgewachsen sind. In dem Götz behandelt Göthe eine

---

[1]) Werke IV, 192 b. [2]) W. Wilmanns hat das neuerdings nachgewiesen in den „Quellenstudien zu Göthes Götz von Berlichingen“ (Festschrift zu der 3. Säcularfeier des Berlin. Gymn. zum grauen Kloster. Berl. 1874). [3]) Dass er ihn frühzeitig wenigstens dem Titel nach kennen lernte, zeigt seine Erwähnung in der ersten Bearbeitung des Götz (Werke II, 690 a); aber auch der Inhalt muss ihm bekannt gewesen sein, wie aus einer Anspielung in dem Gedichte „Jlmenau“ hervorgeht. Vgl. Wilmanns a. a. O. S. 248. [4]) Anspielungen auf bestimmte Werke von ihm finden sich in „Hans Sachsens poetische Sendung“; vgl. Viehoff, zu Göthes lyr. Gedichten II, 160 ff. [5]) Werke IV, 186 b.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Episode, die das damalige Leben widerspiegelt, und führt uns eine Persönlichkeit vor, die in dem jener Zeit eigenthümlichen, durchaus volksthümlichen Geiste gehalten ist; in dem Faust hat er eine Sage bearbeitet, die ihre Entstehung und erste Ausbildung ebendemselben Zeitraum verdankt. Und die Form des letzteren Werkes wenigstens hat er ebendaher entlehnt. Er knüpfte damit an die dramatische Form Hans Sachsens an, der seinerseits sich wiederum die älteren Schauspiele zum Muster nahm, in denen die christliche Passion, die Legenden der Heiligen und das Leben der Märtyrer in Scene gesetzt wurden. Daher in Göthes Faust die mehr in epischer Weise ihrem Verlaufe nach auf einander folgenden Handlungen, der Mangel an Gliederung in Aufzügen und Auftritten ebenso wie an eigentlich dramatischer Verwicklung und Verknüpfung der Scenen, das Vorspiel und das Zwischenspiel. Ebenso sind jener Zeit eigenthümlich die biblischen und allegorischen Beziehungen, die Polemik und Satire auf Zeitereignisse und Zeitgenossen, die Unbefangenheit und Unschuld, mit der Profanes und Heiliges sich berühren, alles Momente, die man im Faust wiederfindet [1]). Ist so der Ton des 16. Jahrhunderts von Göthe im Faust wiedergegeben worden, so hat er da auch eine von dem Hans Sachsischen Grundmasse ausgehende freie Versbehandlung mit Glück zur Anwendung gebracht [2]).

Der Einfluss des 16. Jahrhunderts und insbesondere Hans Sachsens auf Göthes Dichtungen lässt sich aber auch sonst noch nachweisen. In seinen Werken finden sich eine ganze Reihe erzählender und dramatischer Dichtungen aus der ersten Hälfte der siebziger Jahre (einige stammen auch aus späterer Zeit), in denen er den natürlichen und launigen Ton, der uns bei dem Nürnberger Meister so gefällt, anschlägt und dessen ganze Behandlungsart nachahmt. Ich nenne folgende Gedichte: Hans Sachsens poetische Sendung, die Legende vom Hufeisen, das Fragment vom ewigen Juden, das Fastnachtsspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten, Satyros oder der vergötterte Waldteufel, Hanswursts Hochzeit. Auch kleinere Gedichte sind zu erwähnen; sie finden sich vorzüglich unter den Ueberschriften: Kunst, Parabolisch und Epigrammatisch. In allen diesen Dichtungen finden wir die einfache und naive, launige und schwankhafte Darstellungsmanier Hans Sachsens wieder, nur dass Göthe für seine Zwecke dem Humor einen satirischen Beigeschmack gegeben hat [3]). Er schreibt über die Art, wie er sich mit Hans Sachsen befreundete, an der schon oben angeführten Stelle folgendermassen [4]): »Um einen Boden zu finden, worauf man poetisch fussen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen

---

[1]) Das hat zuerst G. v. Lœper in der Vorbemerkung (S. XXXIII ff.) zu seiner Ausgabe des Faust (Berlin, Hempel) treffend ausgeführt. Man vergleiche damit Tittmanns Einleitung (bes. S. XXI) zu seiner Ausgabe dramatischer Gedichte von Hans Sachs. (Leipzig, Brockhaus.) [2]) Koberstein II, 1155. [3]) Vgl. Riemer, Mittheilungen I, 172—178. Abeken S. 302 ff. [4]) Werke IV, 263 b.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten; und so befreundete man sich auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab ..... Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir zu jeder Stunde.«

Einen ähnlichen Einfluss übte das Volkslied auf ihn, mit dem er durch Herder vertraut wurde. Ihm strebte er in seiner ganzen Liederdichtung nach, und unterschied sich auch in dieser bedeutend von den gleichzeitigen Dichtern. Denn wenn auch die Göttinger in diesem Streben mit ihm übereinkamen, so erfassten sie doch, Bürger etwa ausgenommen, das Wesen des Volksliedes nicht durchgängig mit dem Verständnis und konnten sich in dasselbe nicht so einleben wie er. Kaum war ihm durch Herder der Sinn dafür aufgegangen, als er sich aufs Sammeln legte, und gerade in seinem Kreise herrschte ausser bei Herder der regste Eifer dafür [1]). Schon im Spätsommer 1771 schickte er an Herder als Beitrag zu dessen Volksliedern in eigenhändiger Abschrift zwölfe, die er selbst im Elsass »auf seinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht« hatte [2]). Und zu seinen besten Liedern und besonders Balladen bekam er Anregung und Motive aus Herders Sammlung [3]). Ueberhaupt sind alle seine Lieder, wenn nicht aus wirklicher Empfindung des Dichters, aus noch lebendigen, volksthümlichen Vorstellungen hervorgegangen, und ihre Form, Behandlungsart und Ton ganz wie bei unserem Volksliede [4]), nur »gehoben und veredelt durch das Talent einer innerlich reichen und feingebildeten Persönlichkeit« [5]). Auch in der Form sind seine Lieder und Balladen durchgängig einfach und natürlich. Nie finden wir in denen aus der ersten Periode und auch später nicht oft fremde Strophenarten, keine horazischen Oden, die Klopstock und Ramler so sehr empfohlen hatten [6]), keine Stanzen, sondern überall sind einfache Reimstrophen wie in den Volksliedern oder freiere reimlose Masse im Gebrauch. Den Hexameter benutzte er erst von 1778 an und Stanzen um die Mitte der Achtziger. Dass natürlich die Form der Volkslieder mit einiger Kunst verwendet wurde, wird keiner leugnen wollen; jedoch erlaubte er sich, wie bei

---

[1]) Koberstein II, 1471 Anm. [2]) Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe. S. 123 ff. [3]) Vgl. Schäfer, Göthes Leben I, 332. Göthes Aufsätze zur Literatur, herausgeg. v. Biedermann (Berl. Hempel) S. 561 Anmerkung. [4]) Man vergleiche dazu den vorzüglichen Vortrag O. Vilmars über die lyrischen Gedichte Göthes (bes. S. 11 ff.) in seinem Buche „Zum Verständnisse Göthes". Marburg 1867. [5]) Koberstein II, 1550 ff. III, 2843 ff. [6]) II, 1150 f. Anm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Handhabung des Knittelverses[1]), so auch in seinen Liedern[2]) nicht gar selten Freiheiten in Versbau und Reim nach dem Vorgange seiner Muster.

So kann man mit Recht sagen, dass das 16. Jahrhundert Göthen das Wesen deutscher Volkspoesie gelehrt hat, da er sich durch dasselbe gedrungen fühlte, jene echt vaterländischen Stoffe für seine grossen Dramen zu verwenden und in volksmässiger Form und Art zu dichten, in einigen kleineren epischen und dramatischen Sachen nach Hans Sachs, in der Lyrik nach dem Volksliede, dessen beste Zeit dieselbe Epoche ist. Und man kann behaupten, dass durch diesen Einfluss sein ganzes Dichten bis gegen die italienische Reise hin seinem Hauptcharakter nach ein volksthümlich-deutsches gewesen ist; und wenn er später auch den höchsten Gipfel idealer Kunstpoesie erstieg, so lässt sich dieser Einfluss doch noch fernerhin verfolgen; immer ist Göthe der erten Periode treu geblieben im Liede und meist in der Ballade. Der Gebrauch vaterländischer Stoffe und Hans Sachsischer Manier hört mit dem Ausgange der Siebziger immer mehr auf und klingt nur in seinen spätesten Zeiten einigemal durch, nahm er doch in der »Zueignung«, seinem ersten Gedichte in Stanzen, 1784 von der volksthümlichen Poesie überhaupt gleichsam Abschied[3]), um sich fortan einer vom Geiste griechischer Kunst und Poesie durchwehten Dichtungsart zuzuwenden.

Dieser Umschlag kam nach seiner Rückkehr aus Italien zur vollständigen Geltung. Denn »das Behagen an den Zuständen des Südens, das Hineinleben in die südliche Kunstwelt und ganz vorzüglich die unendlich gesteigerte Begeisterung für die Poesie und die bildende Kunst des klassischen Alterthums, die er zurückgebracht, hatte ihn nicht bloss gleichgültig und kalt, sondern selbst widerwillig und feindselig gegen deutsche Natur, deutsches Leben, deutsche Kunst gestimmt; durch fortgesetzte Kunst- und Naturstudien suchte er sich das, was er hatte verlassen müssen, theils zum Nachgenuss zu vergegenwärtigen, theils zu ersetzen, während er alles, was ihm das Vaterland an geistigen Gütern hätte bieten können, und was es an geschichtlichen Erinnerungen, an Bildung, Kunst und Lebenseigenthümlichkeiten besass, misslaunig von sich fern hielt und ungerecht herabsetzte«[4]). Fortan dichtet Göthe nicht mehr volksthümlich-deutsch, sondern idealistisch-philosophisch mit Anlehnung an die Griechen; vor national-deutschen Einflüssen aber sucht er sich sorgfältig zu hüten; sein ganzes Sehnen war auf den Süden mit seinem kunstmässigen Wesen gerichtet, das »kunstwidrige nordische« Leben hielt er dagegen soweit als möglich fern[5]). So

---

[1]) Koberstein II, 1126 Anm. 1148 Anm. [2]) II, 1121 Anm. 1140 Anm. [3]) II, 1728. Die Entwickelung des antiken Charakters der Götheschen Poesie datirt überhaupt seit dem Anfang der Achtziger. Vgl. Viehoff, zu Göthes lyr. Gedichten I, 289 f. [4]) Koberstein II, 1007 Anm. 1756 ff. [5]) III, 2531 f. Anm. Am meisten behielt noch der Faust seine Gunst; 1790—97 zwar legte ihn der Dichter ganz bei Seite, von da aber arbeitete er wiederum an ihm, wenn auch sehr sporadisch und theilweise mit einigem Widerstreben. Löper, Vorbem. z. Faust, S. IX u. XV ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schreibt er an Schiller (27. Nov. 1803) [1]: »Wenn ich mit ihm (Fernow) spreche, so ist mir's immer, als käme ich erst von Rom, und fühle mich zu einiger Beschämung vornehmer als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung, der man sich doch auch mehr oder weniger assimilirt«. Und ein andermal (22. Juni 1797) [2], wo er Schiller die Wiederaufnahme des Faust meldet, nennt er das ein »Herumirren auf dem Dunst- und Nebelwege«. Derselbe Ausdruck begegnet in der Zueignung zum Faust, die aus derselben Zeit stammt: »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten! — Nun gut, so mögt ihr walten, wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt«. Bald darauf (5. Juli) aber schreibt er an Schiller [3]: »Faust ist die Zeit zurückgelegt worden; die nordischen Phantome sind durch die südlichen Reminiscenzen auf einige Zeit zurückgedrängt worden«. Ueberhaupt redet er gern, nicht von Deutschland und deutscher Kunst, sondern von dem Norden und nordischer Kunst. Jedoch diese ausschliessliche Vergötterung der Griechen, die auch seine dichterische Thätigkeit bis zu Schillers Tode etwa völlig durchdringt, glich sich mit der Verachtung für das Heimische nach und nach aus, und in seinem Greisenalter werden wir beide Elemente von ihm friedlich vereint und einem höhern Zwecke untergeordnet sehen.

Wir haben die Stellung Göthes zum deutschen Alterthum während seines Jünglings- und Mannesalters einer genauen Betrachtung unterzogen; sehen wir jetzt, inwiefern er dadurch die Erforschung desselben beeinflusst hat. Ich verhehle mir nun nicht, dass gerade dies ein Punkt ist, bei dem man sehr leicht in die Versuchung kommen kann zu übertreiben. Und doch behaupte ich, dass neben Herder Göthe am meisten zur Erforschung des deutschen Alterthums angetrieben hat, jener durch seine theoretischen Untersuchungen, dieser durch die Praxis seines Dichtens. Knüpften etwa die Romantiker an Bodmer oder an Klopstock oder an die Göttinger Dichter an? Man muss zwar deren Versuche auch unter die vorbereitenden Bestrebungen rechnen, aber sie haben nicht lebendig fortgewirkt, höchstens dadurch dass sie Opposition hervorriefen und so zur Klärung der Ansichten beitrugen. Göthe betrat dagegen von vornherein den rechten, zeitgemässen Weg. Sein richtiges Gefühl veranlasste ihn, sich von der Barden- und Minnedichtung fern zu halten, dafür aber die gesunde Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts, die dem Verständnisse der Zeit viel näher lag, wieder ins Leben zu rufen, von wo dann der Schritt in das eigentliche Mittelalter leichter war. Bisher galt die ganze deutsche Literatur vor Opitz, wenn man überhaupt etwas von ihr wusste, für barbarisch: Göthe bewies der Welt an Hans Sachs, dass das ein grober Irrthum war; jener ganzen Zeit schrieb

---

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. 1. Ausg. VI, 220. [2]) III, 130 (vgl. 134). [3]) III, 154.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man Finsternis und Roheit zu: Göthe entnahm ihr Stoffe zu zwei grossen Dramen, und mit grosser Begeisterung liess man sich von ihm in dieselbe zurückführen; an den Werken vaterländischer Baukunst ging man gleichgültig oder verächtlich vorüber: Göthe hatte zuerst den Muth, auch in dieser Beziehung sich dem herrschenden Vorurtheil entgegenzustellen. So legte er die erste grosse Bresche in die Mauer, durch welche seine Zeit von der Vorzeit getrennt wurde, während man von Herder vielleicht sagen kann, dass er die Maschinen dazu vorbereitet und die Waffen geliefert hat. Wie mächtig aber in jeder Beziehung Göthes Beispiel wirkte, kann man daraus erkennen, dass, so lange er in dieser Richtung thätig war, man sich in weiten Kreisen für altdeutsches Wesen begeisterte, als er sich aber zurückzog, es überall still wurde. Ich will nun aber nicht Göthen allein dafür verantwortlich machen. Mancherlei wirkte zusammen, aber Raumer hat sicherlich Recht, wenn er die Ansicht ausspricht, dass Göthes immer ausschliesslichere Hingabe an das griechische und römische Alterthum in dieser Beziehung entscheidend war. So war denn allerdings lange Zeit hindurch von altdeutschen Dingen in literarischen Kreisen kaum noch die Rede, aber in der Stille wirkten die Anregungen der siebziger Jahre und insbesondere Göthes Werke aus jener Zeit unter der heranwachsenden Generation stetig fort. Es bildete sich eine ganze Partei bedeutender Männer heran, die mit der Abwendung Göthes von der Dichtungsart seiner Jugend durchaus nicht einverstanden waren, seine einseitige Bewunderung des klassischen Alterthums bedauerten und sich erst wieder mit ihm aussöhnten, als im Jahre 1808 der erste Theil des Faust (im wesentlichen doch ein Produkt seiner Jugendzeit) vollständig erschien. Da erst hatte Göthe wieder den ungetheilten Beifall der Nation, damals nannte man ihn den deutschesten Dichter [1]). Ich denke, so viel ist klar, dass die unmittelbare Wirkung seiner Jugendwerke eine ungeheuere war, während man dies von den Werken seiner mittleren Zeit nicht behaupten kann. Jene aber sind es gerade, die im wesentlichen einen deutschen Charakter tragen. Und derjenige Dichter, der vor allen anderen das Verdienst hat, am Anfang unseres Jahrhunderts den Anstoss dazu gegeben zu haben, dass es eins der Hauptziele der romantischen Literaturperiode wurde, das deutsche Alterthum zum Verständnis und zur Anerkennung zu bringen, Tieck, stand vollständig unter dem Einflusse der Götheschen Jugendwerke [2]). »Die früheren Werke Göthes«, so erzählt er selbst, »waren die erste Nahrung meines Geistes gewesen. Ich hatte das Lesen gewissermassen im Berlichingen gelernt. Durch dieses Gedicht hatte meine Phantasie für immer eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Gestalten und Begebenheiten bekommen«. So bewegte sich denn auch seine literarische Thätigkeit eine Zeit lang im wesentlichen genau in derselben Richtung, die Göthe

---

[1]) Löper, Vorbem. z. Faust S. XVIII ff. [2]) Koberstein, § 327 (III, 2138—69). Raumer S. 297.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in den siebziger Jahren eingeschlagen hatte. Jene Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit vornehmlich fesselte auch sein Interesse, daher bearbeitete er die Volksbücher; auch er begeisterte sich an altdeutschem Leben und altdeutscher Kunst, daher verfasste er mit seinem Freunde Wackenroder zusammen jene epochemachenden Schriften [1]), die eine neue Auffassung der vaterländischen Vorzeit und eine Aenderung des Kunstgeschmackes zur Folge hatten. Die antikisirende Periode der Götheschen Dichtung hatte dagegen Tiecks Neigung nicht. Er bewunderte und liebte am meisten in Göthe, was er uns als vaterländischer Dichter vor der italienischen Reise geworden, und bis in sein spätes Alter zog er die Dichtungen aus der ersten Periode allen übrigen vor. Man wird nach allem, was aus einander gesetzt ist, nicht umhin können zu gestehen, dass unter den Männern, die im vorigen Jahrhundert für die Thätigkeit der Romantiker und die sich an diese anschliessende deutsche Alterthumswissenschaft den Boden bereitet haben, Göthe als einer der ersten und bedeutendsten genannt werden muss.

Wir haben Göthe verlassen, wie er am Schluss des vorigen Jahrhunderts ganz in der antiken Welt lebte und sich gegen alles »nordische« abweisend verhielt. Wohl waren unterdessen die Meisterwerke mittelalterlicher Poesie durch Drucke dem Publikum zugänglich gemacht und Göthen selbst zugeschickt worden [2]); immer weiter verbreiteten sich die romantischen Ideen, immer lauter machten sie sich geltend; Tiecks Bearbeitung der Minnelieder mit seiner überall tiefen Eindruck machenden Vorrede war erschienen, die Schlegel hielten ihre literarhistorischen Vorlesungen über die altdeutschen Dichtungen und eröffneten einen freieren Blick in dieses bisher so dunkle Gebiet, mit grosser Regsamkeit wurden in weiten Kreisen altdeutsche Studien getrieben [3]). Auf Göthe machte alles dieses, so lange Schiller lebte, der von Natur und aus persönlichen Gründen den romantischen Tendenzen abgeneigt war [4]), keinen Eindruck. Sobald dieser aber gestorben war, konnte er sich dem Einflusse der Zeit nicht mehr entziehen, zumal da er schon seit der Mitte der Neunziger mit den Schlegeln und durch sie mit Tieck und andern Romantikern einen gegenseitig mittheilenden persönlichen Verkehr und ein stets freundliches Verhältnis unterhalten hatte [5]). Und warum hätte er sich endlich nicht bestimmen lassen sollen, seine bisherige rein abwehrende Opposition gegen die neuen Ideen der Romantiker aufzugeben? An ihn lehnten sie sich vor allem an, unter seinen Augen hatten sie ihre literarische Laufbahn begonnen, er hatte von Anfang an wie kein anderer ihren Schriften

---

[1]) „Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders", „Phantasien über Kunst", „Franz Sternbalds Wanderungen". [2]) Werke IV, 768 a. [3]) Diese wenigen Andeutungen über den Gang, den inzwischen die altdeutschen Studien genommen hatten, werden für unsern Zweck genügen. Wem Raumers Geschichte der germanischen Philologie nicht zur Hand ist, findet eine recht brauchbare Uebersicht über die Entwickelung der deutschen Philologie bei Laas, der deutsche Unterricht. Berlin 1872. S. 73—92. [4]) Koberstein III, 2223 ff. 2449 f. [5]) Das bezeugt sein Briefwechsel mit A. W. Schlegel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine billige und gerechte Beurtheilung zu Theil werden lassen, sie immer aufgemuntert und gefördert, kurz, unter seiner Aegide waren sie gewissermassen gross geworden [1]). So liess denn Göthe von dem einseitigen Festhalten an den antiken Formen nach und erkannte bis zu einem gewissen Grade die Berechtigung der modern-romantischen Wendung der poetischen Literatur an [2]), fing daher nun an, auch das deutsche Mittelalter mit andern Augen anzusehen. Schon 1797 schreibt er an A. W. Schlegel [3]): »An Entdeckung guter und brauchbarer Stoffe in den älteren deutschen Gedichten zweifle ich keineswegs und hoffe künftig auf deren Mittheilung«. In einem späteren Briefe heisst es [4]): »Von den alten französischen Romanen habe ich nichts im Original auftreiben können, indessen ist mir ein betagter deutscher Foliant in die Hände gefallen, der den Titel des »Buchs der Liebe« führt und in welchem sich die Geschichte des Tristans und der Iselde befindet. Zwar weiss ich nicht, ob es eine Uebersetzung oder Umarbeitung ist, doch wenn Sie das Buch noch nicht gesehen haben, so wird es interessant sein es durchzulaufen« [5]). Er war also schon damals liberal genug, von der Benutzung mittelalterlicher Gedichte für die neuere Poesie nicht abzuschrecken. Aber als er nun später dies alles noch mehr schätzen lernte, konnte er doch eine solche Thätigkeit dafür nicht mehr entwickeln, als er sie früher für das 16. Jahrhundert gezeigt hatte. Denn seine Dichterkraft war im allgemeinen geschwunden. So konnte diese Wendung nur durch gelegentliche Aeusserungen in literarischen Aufsätzen und durch Theilnahme und Beschäftigung mit altdeutschen Dingen, also nur in Anregung und Förderung anderer ihren Ausdruck finden.

Das erste, was ihn aus dem Bereich der altdeutschen Studien interessirte, weil es eine alte Neigung in ihm wieder wach rief, war die Herausgabe des ersten Bandes von »Des Knaben Wunderhorn« von A. v. Arnim und C. Brentano im Jahre 1806 Wie dieses Werk auf die ganze literarische Welt einen grossen Eindruck machte [6]), so auch auf Göthe. Er verfasste eine sehr beifällige Recension in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung von 1806 [7]) und gab damit den ersten Beweis, dass er jetzt an den Beschäftigungen der Romantiker mit dem deutschen Alterthum Antheil nahm und ihnen seinen Beifall nicht versagte. Das zeigte sich bald noch deutlicher. Nach der Unterjochung Norddeutschlands durch Napoleon war der Patriotismus überall erwacht. Die gebildeten Klassen legten die französische Literatur still bei Seite und griffen zur altdeutschen, weil

---

[1]) Koberstein III, 2447 f. Später freilich war Göthe den Romantikern persönlich abgeneigt. Vgl. Sulpiz Boisserée I, 119. 254. 477. [2]) Vgl. z. B. Werke V, 703 ff. [3]) Briefe Schillers und Göthes von A. W. Schlegel S. 34. [4]) Ebendas S. 37. [5]) Gemeint ist das „Buch der Liebe". Frankfurt 1587. Darin der Tristan des Eilhard v. Oberge, in einen Prosaroman verwandelt. Koberstein I, 437 Anm. Wackernagel, Literaturgeschichte S. 356, Anm. 224 u. 230. S. 469. [6]) Koberstein III, 2556 f. Anm. [7]) Abgedruckt in den Werken V, 557 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man diese von allen romanischen Einflüssen frei glaubte [1]), und vor allem zu den Nibelungen. Auch in Weimar ward man 1807 darauf aufmerksam. F. H. v. d. Hagen schickte Göthen seine Uebertragung der Nibelungen [2]); dieser antwortete darauf (18. October 1807) mit einem längeren Briefe [3]), in welchem es heisst: »Das Lied der Nibelungen kann sich, nach meiner Einsicht, dem Stoff und Gehalte nach, neben alles hinstellen, was wir poetisch vorzügliches besitzen; wohin ich es der Form und dem Gehalte nach einrangiren soll, bin ich bis jetzt mit mir selbst noch nicht einig. Man hatte bisher zu sehr mit den alterthümlichen Eigenheiten zu kämpfen, welche das Gedicht einem jeden umhüllen, der es nicht ganz eigen studirt und sich hiezu aller Hülfsmittel bemächtigt..... Indem ich mich nun aufs neue mit dem Gedicht beschäftige und Ihren Anhang studire, so erwarte ich mit Verlangen die versprochene Einleitung, weil man erst über verschiedene Bedingungen, unter denen das Gedicht entstanden, aufgeklärt werden muss, ehe man darüber noch weiter zu urtheilen wagt. Alles übrige, was Sie uns zusagen, und was sich nach der Vorarbeit bald hoffen lässt, wird mir sehr erfreulich sein«. Von nun an studirte Göthe die Nibelungen aufs eifrigste und trug im Winter 1807 und 1808 in seiner Mittwochs-Gesellschaft aus dem Stegreif eine Uebersetzung der Dichtung vor. 1808 schreibt er an Knebel [4]): »Die Mittwochs-Unterhaltungen sind wieder im Gange. Ich lese die Nibelungen vor; dabei geht es mir auch wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein Leben zubringt, um einige Stunden etwas geniessbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von grossem Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich allein vielleicht niemals durchgelesen, und noch viel weniger soviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muss, um durch Reflexion und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichtes erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, dass man sich damit abgebe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen und ins Klare zu setzen ... Mir sind dabei recht artige Apercüs vorgekommen....; so hab' ich, im Sinn der Vossischen Karten zum Homer, Hesiodus und Aeschylus, eine Karte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf sehr hübsche Reflexionen führt. Auch habe ich, nächst genauer Betrachtung des Sujets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Kostüm und andere Nebenvorkommenheiten als äussere Kennzeichen wohl aufgepasst, wodurch man dem Alter und Ursprung des Gedichtes näher beikommen kann. Das alles, wenn ich es mehr im Reinen habe, theile ich Dir an einem hübschen, traulichen Winterabende dereinst mit«. Aehnlich spricht er sich an der bekannten Stelle in den Annalen von 1807 aus [5]). Ich hebe eine Stelle heraus, aus der man die Art

[1]) Koberstein III, 2555 f. Raumer, S. 313 ff. 321 ff. Vgl. auch Sulpiz Boisserée I, 35.
[2]) Siehe über diese Raumer, S. 385. [3]) Mitgetheilt in v. d. Hagens Germania I, 248 f.
[4]) Riemer, Mittheilungen II, 665 f. Biedermanns Ausgabe der Aufsätze zur Literatur, S. 428.
[5]) Werke IV, 768. Wenn es ebendort unter 1806 (S. 758 b) heisst: „Einen eigentlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seines Vortrages genauer kennen lernt. »Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermassen hinein, dass ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verständliche Uebersetzung vorlesen konnte. Es blieb der Ton, der Gang, und vom Inhalt ging auch nichts verloren«. Aus einer Stelle unter 1809 [1]) geht hervor, dass in diesen geselligen Unterhaltungen auf die Nibelungen noch andere Dichtungen, mittelhochdeutsche und nordische, folgten, und auch die wissenschaftlichen Forschungen nicht unbeachtet blieben [2]).

Aber dass sich Göthe in diesem Element nicht recht heimisch fühlen konnte, lassen seine Worte deutlich durchfühlen. Was ihn zu dieser Beschäftigung hinzog, war ausser dem äusseren Anlass wohl mehr das Interesse, welches er als grösster Mann der Literatur allen bedeutenden literarischen Erscheinungen zuwenden musste, als rechte persönliche Neigung. Auch sind es nur die alten Volksdichtungen, über die er sich anerkennend äussert, dem Heldenbuche und den Erzeugnissen der höfischen Kunstpoesie aber konnte er keinen Geschmack abgewinnen. In der Recension von »Des Knaben Wunderhorn« 1806 [3]) redet er von dem »Singsang« der Minnesänger. Und in den Annalen von 1811 heisst es [4]): »[Hebels alemannische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden.] Nicht so von Hagens Heldenbuch; hier hatte sich eine alles verwandelnde Zeit dazwischen gelegt. Ebenso brachte mir Büschings armer Heinrich, ein an und für sich betrachtet höchst schätzenswerthes Gedicht, physisch-ästhetischen Schmerz. Den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los«. Man muss eben bedenken, dass Göthes Persönlichkeit sich schon lange gänzlich fixirt hatte, dass er also nicht mehr einer völligen Umwandlung fähig war wie während der italienischen Reise, sondern vielmehr bei immer mehr zunehmendem wissenschaftlichen Interesse das, was ihm neu geboten wurde, dem Vorhandenen nur unter- oder beiordnen konnte. Und wie sorgsam ist er bemüht, Altdeutsches und Antikes aus einander zu halten! Er nennt es 1817 [5]) ein schädliches Bestreben, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen; und an einer andern Stelle (in den Noten und Abhandlungen zum westöstlichen Divan vom Jahre 1818) schreibt er [6]): »Haben wir Deutsche nicht unseren herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung (mit dem Homer)

Nationalantheil hatten doch die Nibelungen gewonnen: sie sich anzueignen, sich ihnen hinzugeben, war die Lust mehrerer verdienter Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten", so ist das erstere zwar sehr richtig, aber von einer Vorliebe bei Göthe kann damals unmöglich die Rede sein; denn zur Beschäftigung mit ihnen kam er erst im Herbst 1807, und auch das nicht ohne Anregung von aussen.

[1]) Werke IV, 773 b. [2]) Ueber die Zeit des Ursprungs der Nibelungen kam Göthe früher als andere Forscher auf die rechte Spur, wie aus einem Briefe an Eichstädt 1807 hervorgeht, den man bei Biedermann, Aufsätze zur Literatur S. 428, findet. [3]) Werke V, 562 b. [4]) IV, 780. [5]) V, 582 a unten. [6]) I, 371 b oben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den grössten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar annimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Massstabe misst, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte«. Aus diesem Studium altdeutscher Dichtungen erwuchs weiter keine poetische Produktion, als die dem 30. Januar 1810 gewidmeten Stanzen zur Erklärung eines Maskenzuges »Die romantische Poesie«[1]), in denen wir den Namen Brunhild, Siegfried, König Rother, Otnit begegnen. Bei Gelegenheit beschäftigte er sich damals auch mit den religiösen Gebräuchen unserer Vorfahren und »überzeugte sich aufs neue, dass unsere heidnischen Urväter zwar viele auf Naturahnungen sich beziehende düster abergläubische Gewohnheiten, aber keine fratzenhaften Götterbilder gehabt«[2]). Jenes Studium der mittelhochdeutschen Poesie nun dauerte vom Winter 1807 bis 1811, dann aber, als sich Göthe genügende Kenntnis darüber verschafft und so sein wissenschaftliches Interesse befriedigt hatte, musste es vor andern Beschäftigungen weichen. Denn die morgenländische Poesie fesselte ihn von nun an vornehmlich und die Kunst, welche letztere Thätigkeit gerade damals durch seine Bekanntschaft mit Sulpiz Boisserée neue Nahrung und Anregung erhielt. Jedoch nahm er von der immer weiter um sich greifenden deutschen Forschung stets gern Notiz und liess sie nie ganz aus den Augen. Es fehlte ihm nur ein kundiger Freund, mit dem er über dieselbe conferiren konnte, wie er ihn in Betreff der Kunst an dem eben genannten Manne hatte, aber soviel ergiebt sich doch, dass er mit der altdeutschen Poesie, die ihn anfangs nicht anheimeln konnte, immer vertrauter wurde und an der Beschäftigung mit den altdeutschen Dingen immer mehr Gefallen finden lernte[3]). So hat er eifrig die deutschen Volksbücher von Görres studirt und daraus über die Entstehung der Volksbücher und die Veränderungen, die sie bei ihrer Ueberlieferung zu erleiden pflegten, sich unterrichtet[4]). Selbst Sprachstudien berücksichtigte er[5]) und war überhaupt gern bereit, alle diese Bestrebungen zu fördern[6]). Dieser gewonnenen Einsicht in die mittelalterliche Literatur haben wir es sicherlich auch zu danken, dass er in seiner Lebensbeschreibung von dieser überhaupt Notiz nimmt, dass er uns erzählt, wie er sie schon damals kennen gelernt, und uns die Gründe angiebt, warum er auf sie nicht näher einging und eingehen konnte, Stellen, von denen schon früher die Rede gewesen ist.

Die rege Theilnahme, die er im ersten Jahrzehnt für die Nibelungen gezeigt hatte, wurde wieder wach, als ihm 1827 Simrocks Uebersetzung dieser Dichtung zuging; eifrig studirte er sie noch einmal und schrieb eine Reihe treffender

---

[1]) Werke I, 542 ff. Zu erwähnen ist noch, dass er in einem Liede aus derselben Zeit (I. 545 b unten) das Wort „Kemenaten" gebraucht. [2]) IV, 775 a. [3]) Man vergleiche auch die ehrenvolle Erwähnung Büschings in Göthes Vorrede zu „Der deutsche Gil Blas" 1822; abgedruckt bei Biedermann, Aufsätze zur Literatur. S. 190 ff. [4]) Werke I, 388 a. [5]) IV, 789 b. V, 578 f. [6]) Vgl. Sulpiz Boisserée II, 133.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bemerkungen nieder, die, wie es scheint, der Entwurf einer Recension sein sollen [1]). An Sulpiz Boisserée schrieb er darüber vom 4. Nov. 1827 [2]): »Von da (d. h. von antiken Kunstwerken) ward ich wieder in den äussersten Norden verschlagen, denn dort muss man wohl die Urfabel des Nibelungenliedes aufsuchen. Ein neuer Versuch, uns nahe genug an dieses Gedicht, wie es in altdeutscher Form vor uns liegt, heranzuführen, von einem Bonner Namens Simrock, verführte mich darauf einzugehen. Hier wird uns nun zu Muthe wie immer, wenn wir aufs neue vor ein schon bekanntes kolossales Bild hintreten, es wird immer aufs neue überschwenglich und ungeheuer, und wir fühlen uns gewissermassen unbehaglich, indem wir uns mit unsern individuellen Kräften weder dasselbe völlig zueignen, noch uns demselben völlig gleichstellen können.« Dann fügt er hinzu: »Das ist dagegen das Eigene der griechischen Dichtkunst, dass sie sich einer löblichen menschlichen Fassungskraft hingiebt und gleichstellt; das Erhabene verkörpert sich im Schönen.« Und doch bewahrt er bis in das höchste Greisenalter gerade für die Nibelungen lebhaftes Interesse. Aus dem Jahre 1829 stammt folgender Ausspruch von ihm [3]): »Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer; denn beide sind gesund und tüchtig.«

In den zwanziger Jahren hatte die deutsche Literatur solche Dimensionen angenommen, dass sie das Organ einer sich bildenden Weltliteratur werden zu sollen schien, da nun fast nichts ausländisches mehr existirte, was nicht schon in die deutsche Literatur eingeführt war. Göthe vor allem billigte dieses Bemühen und suchte es selbst so viel wie möglich zu fördern [4]). Hatte er zuerst theilweise mit dem Mittelalter Verbindungen angeknüpft, sie dann abgebrochen und allein das klassische Alterthum in den Vordergrund gestellt, später aber sich mit jenem wieder ausgesöhnt, so fand nun beides vereint eine Stelle in der angestrebten Weltliteratur, und beides wurde so in einem weiteren Kreise neben einander gestellt. Ueberhaupt ist ja Universalität der Hauptcharakter seiner letzten Zeit: an allem bedeutenden nahm er theil, was sich in nahen und fernen Theilen der gebildeten Welt hervorthat, besonders aber war seine Kenntnis und Beobachtung der Literatur in seinem Alter am umfassendsten. Ueberall erkannte er das Tüchtige an und verknüpfte das Seelenverwandte, Orient und Occident, Alterthum und Neuzeit, eins diente ihm zur Erklärung des andern [5]). Mit dem Streben nun, zu diesem Zwecke Fremdes bei uns heimisch und dadurch für die neue deutsche Literatur nutzbarer und fruchtbarer zu machen, hängt jedenfalls der Vorschlag Göthes zusammen, unsere alten Heldendichtungen

---

[1]) Abgedruckt in den Werken V, 595. [2]) Sulp. Boisserée II, 491. [3]) Eckermann, Gespräche II, 92. Göthes Sprüche in Prosa, herausg. von Löper (Berlin, Hempel 1870). Nr. 602. Anm. [4]) Vgl. Koberstein III, 2564 f. Anm. [5]) Das bezeugen die Aufsätze unter der Ueberschrift „Auswärtige Literatur und Volkspoesie" am Ende des 5. Bandes von S. 646 an, die fast alle nach 1820 abgefasst sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und besonders die Nibelungen in prosaischen Bearbeitungen nach Art der Volksbücher zu liefern. So sagt er an einer Stelle [1]): »Den Nibelungen wird ein solcher Versuch (die Prosa-Uebersetzung) höchst heilsam sein, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig sind, wegfielen, und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und dessen Einbildungskraft spräche, so dass der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme«. So concentrirte sich denn sein Interesse an den mittelhochdeutschen Dichtungen wesentlich auf die Nibelungen.

Ich komme nun zur Kunst. Seitdem Göthe seinen genial-enthusiastischen Aufsatz über den Strassburger Münster veröffentlicht hatte, verstrich lange Zeit, bis für die bessere Würdigung altdeutscher Kunst wieder öffentlich etwas gethan wurde. Erst am Ende des Jahrhunderts entwickelte sich eine rege und immer reger werdende Thätigkeit auf diesem Felde in den Kreisen der Romantiker, veranlasst durch die Aufsätze von Wackenroder und Tieck. Aber diese Bemühungen waren und blieben immer noch nur von der Sympathie und dem Gefühl eingegeben und konnten auch nur auf das Gefühl Geistesverwandter wirken; denn von richtiger Erkenntnis und zwingenden Beweisen konnte noch nicht die Rede sein. Aber aus ihnen heraus erwuchs doch endlich auch eine wissenschaftliche Forschung, die das mit sich brachte. In Köln hatte man schon längere Zeit auf alte Gemälde die Aufmerksamkeit gelenkt, mit dem Jahre 1808 aber begannen die Gebrüder Boisserée, die in Gemeinschaft mit ihrem Freunde Bertram ein methodisches Sammeln nicht nur in Köln, sondern in der Umgegend weit und breit bis nach Brabant hinein betrieben hatten, sich ernstlich mit Kunstgeschichte zu beschäftigen und bereisten zu diesem Zweck die ganze Rheingegend bis in die Schweiz hinauf, um sich so ein vollständiges Bild von der gesammten ältesten deutschen Kunst zu verschaffen. Auf diese Weise machten sie allerlei Beobachtungen über dieselbe, die nicht nur bewiesen, wie mangelhaft, sondern auch wie irrthümlich das Wissen über sie gewesen war. Sie durchforschten mit unermüdlichem Eifer alles, was von alten Gemälden aufzutreiben war, wiesen jedem Meister seine Stelle zu und brachten so Ordnung und Uebersicht über dieses bisher unbekannte und verworrene Feld. Ihre wichtigste Entdeckung war die, dass mit Johann van Eyck die eigentlich deutsche Malerei ihren Anfang nimmt, und dass es vorher am Rhein eine Schule gegeben hat, welche, wie die italienische vor Raphael, byzantinischen Charakter trägt [2]). Zugleich aber hatten sie und besonders Sulpiz Boisserée auch Acht auf die Baukunst; er hatte durch Messungen und Entwürfe erkannt, dass der Kölner Dom sowohl der Ausführung als der Anlage nach eins der vollkommensten Werke der gotischen Baukunst und wohl geeignet sei, als Musterbild des reinsten und erhabensten

[1]) Werke V, 595 b. Vgl. I, 398 b. IV, 181 b. [2]) Sulpiz Boisserée I, 36 ff. II, 5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stils aufgestellt zu werden. Alles das, was er durch seine Forschungen erkannt hatte, nun auch zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, machte er sich zur Aufgabe seines Lebens. Deshalb unternahm er es, in einem Prachtwerke die Zeichnungen und die Geschichte des Kölner Doms der Welt vorzulegen, und bestrebte sich, soviel es ging, seine Entdeckungen und seine Gedanken über die altdeutsche Kunst überhaupt zur Geltung zu bringen. Daher wandte er sich, nachdem Friedr. Schlegel schon einiges dafür gethan hatte, an Göthe, um unter seiner Empfehlung und Autorität desto grössere und schnellere Erfolge zu erzielen, und zwar zuerst 1810 schriftlich, dann aber 1811 persönlich.

Wir waren bei unserer Auseinandersetzung der Stellung Göthes zur altdeutschen Kunst dabei stehen geblieben, dass wir fanden, wie er infolge seiner italienischen Reise ganz für die antike Kunst schwärmte und dagegen alles, was er von altdeutscher Kunst, besonders Baukunst, kannte, geringschätzend herabsetzte. Aber die endliche Versöhnung mit dieser hatte sich bei ihm schon vor der Bekanntschaft mit Boisserée vorbereitet. Als nach Schillers Tode die romantischen Ideen Einfluss auf ihn erhielten und ihm das Mittelalter nicht mehr widerstrebte, zeigte sich das nicht nur in seinem Studium der altdeutschen Literatur; auch in Sachen der Kunst hatte sich die rigorose Aburtheilung über alles, was das Mittelalter betraf, verloren; nur an der sentimental-begeisterten Anschauungsweise konnte er nicht theilnehmen [1]). 1805 bewunderte er in Helmstädt bei Beireis das Porträt Dürers von ihm selbst und nennt es in den Annalen [2]) »ein preiswürdiges, durchaus unschätzbares Bild«, und wenn dieser Ausdruck auch aus späterer Zeit stammt, so erhellt doch aus der eingehenden Beschreibung, dass er das Bild schon damals, wenn auch nicht für unschätzbar hielt, doch sehr hoch schätzte. Auch beschäftigte er sich von da an mit Dürer wieder mehr, lernte seine Vorzüge kennen und erkannte sie auch öffentlich an [3]).

Die eigentliche Anregung aber, sich mit der altdeutschen Kunst wieder ganz zu befreunden und ihr eine Stelle unter seinen nun fast zu wissenschaftlichen Studien gewordenen Beschäftigungen einzuräumen, kam ihm durch seine Bekanntschaft mit Sulpiz Boisserée. Schon 1810 im Mai schickte ihm dieser einige Zeichnungen des Kölner Doms und gab ihm in seinem Schreiben ausser der Erklärung zu diesen noch Nachricht von seinen ganzen Bemühungen und Entdeckungen. Göthe schreibt über den Eindruck dieser Zeichnungen in den

---

[1]) Das zeigt auch die Besprechung der Kupferstiche von den Gebrüdern Riepenhausen, die das Leben und den Tod der heiligen Genoveva darstellten, in der Jenaischen Allg. Lit.-Ztg. von 1806. Strehlke hat den Aufsatz in seine Ausgabe von Göthes Schriften und Aufsätzen zur Kunst (Berl. Hempel) aufgenommen. S. 812 ff. [2]) Werke IV, 748. [3]) In der Jen. Allg Lit.-Ztg. von 1808 (März) und 1809 (April) erschienen zwei Aufsätze über Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen, in denen der Dürerschen Kunst voller Beifall gezollt wird. Göthe scheint sie selbst geschrieben zu haben. Abgedruckt sind sie bei Strehlke S. 818—831. Man vergleiche auch Sulpiz Boisserée I, 51.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Annalen[1]): »Gern rief ich die Gefühle jener Jahre zurück, als das Strassburger Münster mir Bewunderung abnöthigte.... Nun ward das Studium jener älteren besondern Baukunst abermals und gründlich aufgeregt, und dieser wichtige Gegenstand von den Weimarischen Kunstfreunden theilnehmend in Betrachtung gezogen«. Man nehme die Worte aber ja nicht zu genau. Allerdings hatte er Achtung bekommen vor einem solchen Streben. Er urtheilt darüber in einem Briefe aus damaliger Zeit an den Gesandten von Reinhard, von dem ihm Boisserée empfohlen war[2]): »Alles das ist höchst schätzbar, was uns den Sinn einer vergangenen Zeit wieder vergegenwärtigt, besonders wenn es in einem wahrhaft treuen, historischen und kritischen Sinn geschieht«. Man sieht, er betont darin das wissenschaftliche Interesse, persönliche Sympathie konnte er für diesen Gegenstand noch nicht fühlen. Diese wurde ihm erst, als Boisserée im folgenden Jahre zu ihm kam und ihn im persönlichen Verkehr lebhaft dafür interessirte. Was nämlich Göthen bisher noch scheu gemacht hatte, war der Umstand, dass er nach Analogie der späteren Bestrebungen der Romantiker, mit denen er ganz zerfallen war, annehmen zu müssen glaubte, man habe eine übertriebene und krankhafte Vorliebe für diese Sache, und man wolle damit bloss Aufsehen erregen. So schreibt er in dem oben angeführten Briefe: »Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessirt und ebenso eine Art von Abgötterei mit dem Strassburger Münster getrieben«. Aber diese Annahme erwies sich bei dem Besuche Boisserées in Weimar als unbegründet. 1813 schreibt er an Reinhard[3]): »Ein Enthusiasmus für einen speciellen Gegenstand, wie doch auch dieser ist, findet sich sehr selten ohne Zuthat von etwas grimassenhaften, wovon jedoch Sulpiz durch einen reinen, frommen Sinn, eine wahre Weltkenntnis und überhaupt eine höhere Kultur geschützt wird«. Dass er aber eben nur Achtung bekommen hatte vor dem ernsten und wissenschaftlichen Streben jenes Mannes, zeigt der etwas kühle und steife Empfang, den er jenem, trotzdem er ihn (doch wohl Reinhard zu Liebe) selbst eingeladen hatte, zu theil werden liess[4]). Boisserée verstand es aber meisterhaft, ihm seine Vorurtheile gegen die altdeutsche Kunst zu nehmen und ihn vollständig umzustimmen, indem er immer die Sache reden liess und dadurch zeigte, dass es ihm darum zu thun war, die reine Wahrheit zur Geltung zu bringen. Boisserée schreibt[5]): »Alle Einwendungen des Alten gegen die eigene vaterländische Erfindung der gotischen Baukunst verstummen, und alles, was er wegen dem Strassburger Münster zu sagen hatte, liess er bald fallen. Er brummte am Dienstag, als ich bei ihm mit den Zeichnungen allein war, wirklich zuweilen wie ein angeschossener Bär, man sah, wie er in sich kämpfte und mit sich zu Gerichte ging, so grosses je verkannt zu haben«. Eine solche Anwandlung aber von Reue gewissermassen

---

[1]) Werke IV, 777 a. [2]) Sulp. Boiss. II, 7. [3]) II, 26. [4]) Vgl. überhaupt I, 111—124. [5]) I, 117.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Kummer darüber, dass er nicht früher das Mittelalter gewürdigt, sondern es vielmehr aus einseitiger Vorliebe für die antike Welt verkannt und ungerecht herabgesetzt habe, hatte er in seiner spätern Lebenszeit öfters. Auch in dem oben angeführten Briefe an v. d. Hagen über die Nibelungen heisst es: »Es wäre mir unangenehm, dass ich nicht mehr in diesem Fach gethan, wenn ich nicht erlebte, dass jüngere Freunde hier so wacker eingreifen«. Und zu Sulpiz Boisserée äusserte er [1]), »es sei doch gut, wenn man alt würde, hätte er doch sonst den Dürer gar nicht eigentlich kennen gelernt«, wozu jener bemerkt: »Die Anwendung auf die Baukunst sprach er nicht aus, aber er hat mir in jedem Stück nur zu sehr gezeigt, wie es ihm auch hier wieder lieb war, dass er alt geworden, weil er sonst das altdeutsche Bauwesen nie recht kennen gelernt hätte«.

Durch Boisserée wurde Göthe von der Einseitigkeit seiner früheren Jahre befreit, ohne jedoch in das andere Extrem zu verfallen. Er schreibt an denselben 1814 [2]), dass er bei der Ordnung und Redaktion seiner Papiere von der ersten italienischen Reise einen Blick in seine frühere Kunstbildung erhalte, wo er »glücklicherweise wenig falsches zu bedauern, nur manches einseitige zu belächeln habe«. Göthe stand viel zu hoch und hatte sich viel zu sehr in die Antike eingelebt, als dass er nun die alleinige Berechtigung altdeutscher Baukunst hätte behaupten können wie viele Heisssporne seiner Zeit. Beide waren ihm lieb und werth geworden, beiden erkannte er ihre Berechtigung zu und stand so gleichsam über den Parteien. Es war also mindestens voreilig oder zeugte vielmehr von geringer Kenntnis seines Charakters, wenn z. B. E. v. G. 1814 an Boisserée schreibt [3]): »Und so sollen also die Propyläen sinken und mit ihnen die Götterbilder in den Elegien, und wer weiss, ob statt der Iphigenie nicht noch eine grosse, herrliche christliche Heldin Göthen den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzen soll«! Göthen war es stets um die Wahrheit zu thun; er hatte eingesehen, dass er in einseitiger Vorliebe zur antiken Kunst die mittelalterliche verkannt habe, jetzt aber bemühte er sich, eine Extravaganz auf dieser Seite zu verhüten. Und einen solchen Einfluss übte er auf Sulp. Boisserée; und wenn dieser auch von vorn herein diesen Fehler nicht hatte, so bewirkte er doch, dass er in ihm nicht aufkam, und dass die Einwirkungen mancher Freunde (besonders Bertrams) [4]), die ihn vielleicht dahin gebracht hätten, machtlos wurden. Auch hat jener das wohl erkannt, denn er schreibt an Göthe 1811 bald nach seinem Besuche [5]): »Gerade diese stete Forderung dessen, was da wirklich und leibhaftig ist, bei allem Suchen und Erkennen eines höheren geistigen Lebens, bei allem Spiel einer freien schöpferischen Einbildungskraft, bei aller Innerlichkeit eines tiefen Gefühls, gerade dieser treue, ruhige Sinn für menschliches Mass und Wahrheit überhaupt, den ich bei keinem unserer ausgezeichneten Geister,

---

[1]) Sulp. Boiss. I, 123. Vgl. Göthes Werke IV, 142 a. [2]) Sulp. Boiss. II, 42. Vgl. I, 135. [3]) I, 239 f. [4]) Vgl. I, 116. 125 ff. 128. f. 141 ff. [5]) II, 14.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die ich kennen gelernt, so gefunden wie bei Ihnen, eben das ist es, worin ich einen Grund zu entdecken geglaubt, aus dem mir trotz meinem ungeheuren Abstand von Ihren grossen Eigenschaften ein freundschaftliches Verhältnis mit Ihnen erwachsen kann, das zur Erhebung meines ganzen Treibens und Thuns wie ein edler Wein wirken und Ihnen eben dadurch schon zu einem Wohlgefallen gedeihen muss«.

Göthe aber wollte nicht nur persönlich mit dem Geiste altdeutscher Kunst ausgesöhnt sein, auch die übrige Welt, die sich noch dagegen stemmte, sollte es werden. Er nahm sich daher vor, die altdeutsche Kunst nach Kräften wieder zu Ehren zu bringen, das Publikum auf die Gedanken und Leistungen Boisserées und anderer ihm gleichgesinnter Männer aufmerksam zu machen und so die Thätigkeit in diesem Fach noch mehr zu beleben. Und er, wie jeder, wusste wohl, dass er auch der Mann dazu war. Demgemäss war er von nun an bis an sein Lebensende eifrig dafür thätig. Schon die lebhafte Schilderung seiner früheren begeisterten Beschäftigung mit dem Strassburger Münster im zweiten Buche von Dichtung und Wahrheit, welches im Jahre 1812 verfasst wurde, beweist dies deutlich. Es freute ihn ohne Zweifel nicht wenig, dass er in früheren Zeiten für seine jetzt gewonnene Einsicht schon einigen Stützpunkt hatte. Dabei fand er Gelegenheit, auch der Bemühungen Boisserées in anerkennender und empfehlender Weise zu gedenken [1]) und gleichsam als Probe eine eingehende Schilderung der vollendeten Schönheit der Façade am Strassburger Münster zu geben, von den zahlreichen Andeutungen abgesehen, in denen er seine Bewunderung für diese Dinge ausspricht. So machte er bei der grossen Verbreitung, die das Buch fand, schon dadurch in bedeutendem Grade die Welt darauf aufmerksam, zugleich leitete er damit ein grösseres Unternehmen passend ein. Als er nämlich durch eigenes gründliches Anschauen auf Reisen an den Main und Rhein in den Jahren 1814 und 1815 sich eine umfassende Einsicht in die deutschen Kunstalterthümer verschafft und insbesondere bei den Gebrüdern Boisserée in Heidelberg von deren Bildersammlung genau und eindringend Kenntnis genommen hatte, wollte er die Früchte seiner Reisebeobachtungen dem deutschen Publikum nicht vorenthalten und gründete daher die Zeitschrift Kunst und Alterthum, in der er vorzüglich die Ergebnisse seiner Kunststudien niederlegte. Die ersten Hefte, deren Titel »Kunst und Alterthum am Rhein und Main« noch die Beziehung auf die Kunstgegenstände der Rhein- und Maingegenden andeutete [2]), enthielten die Ausbeute der letzten Reisen und waren vornehmlich in Bezug auf die Boisseréeschen Sammlungen von entschiedenem Einflusse auf das öffentliche Kunsturtheil. Wenn aber Schäfer [3]) schreibt: »Göthe wies mit kunsthistorischem,

[1]) Werke IV, 142. [2]) Man findet sie IV, 647—692. Göthes Anzeige des ersten Heftes im „Morgenblatt für gebildete Stände" v. 1816 ist von Biedermann in seine Ausgabe der „Aufsätze zur Literatur" aufgenommen. S. 331—341. [3]) Göthes Leben II, 212 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorurtheilsfreiem Blick das Verhältnis der ältesten deutschen Malerei zur byzantinischen Kunst nach und war der erste, welcher der Wirksamkeit des Johann van Eyck Anerkennung verschaffte«, so kann das leicht missverstanden werden. Denn es ist zu erinnern, dass schon Fr. Schlegel im Museum nach Anleitung Boisserées dasselbe versucht hatte [1]) und dass Boisserée Göthen diese Entdeckung und das nöthige Material zu ihrer Begründung erst an die Hand gab. Dieses Material hat nun Göthe mit eigenen Betrachtungen verarbeitet und es dann, von seinem Geiste durchweht, klar und deutlich dem Publikum vorgelegt, dadurch aber zugleich vermöge seiner Autorität in Kunstangelegenheiten das Urtheil über das ganze Gebiet auch für die übrige Welt festgestellt. So war also Göthe nicht überhaupt der erste, der den Zusammenhang der Kunstgeschichte nachwies, wohl aber der erste, der denselben mit der vollständigen Begründung und mit durchschlagendem Erfolge zur öffentlichen Kenntnis brachte. Und er wusste auch sehr wohl, was er ausrichten würde. In einem Briefe an Dr. Schmitz in Köln, in dem Sulpiz Boisserée die Bewunderung und Begeisterung Göthes über die alten Gemälde schildert, heisst es [2]): »Ei der Teufel (sagte er mir mehrmal), die Welt weiss noch nicht, was Ihr habt und was Ihr wollt, wir wollen's ihr sagen, und wir wollen ihr, weil sie es doch nun einmal nicht anders verlangt, die goldenen Aepfel in silbernen Schalen bringen; wenn ich nach Haus komme, mache ich ein Schema, das schicke ich Euch, damit Ihr Eure Bemerkungen dazu machen und sehen könnt, was für Materialien mir allenfalls noch abgehen, die schickt Ihr mir, die Redaktion behalte ich, und es müsste seltsam zugehen, wenn wir nicht etwas schönes zu Stande brächten; es ist schwer, so was zu schreiben, aber ich weiss den Weg ins Holz, lasst mich nur machen«. Und weiter erzählt er: »Jeden Tag, nur einige, wo wir uns mit dem Bauwesen beschäftigten, ausgenommen, war er morgens um acht Uhr im Bildersaal und wich nicht von der Stelle bis zur Mittagszeit, da wurde dann alles besprochen, und mussten wir ihm alles Geschichtliche und unsere Ansichten und Bemerkungen sagen, wogegen wir die seinigen hörten. Er war mit unserer ruhigen, philosophisch-kritischen Betrachtung der Kunstgeschichte sehr zufrieden, und ich kann sagen, dass ich über den Gang der Kunstgeschichte recht viel von ihm gelernt habe«. Man kann aus diesem einen Briefe schon genug belehrt werden, wie gegenseitig mittheilend und anregend nicht nur dieser eine Besuch, sondern auch das ganze Verhältnis zwischen beiden war, und daraus den Schluss ziehen, wie viel an Göthes oben genannter Schrift ihm eigen gehörte. Welche Hoffnungen aber Boisserée auf Göthes Empfehlung setzte, sehen wir aus mehreren Stellen in seinen Briefen. 1815 schreibt er an ihn [3]): »Es fehlt den Menschen, bei dem Gefallen an der Sache, immer noch eine allgemein anerkannte Autorität für ihr Urtheil. Sie allein können ihnen diese geben, wenn Sie Ihre eigene Ansicht

---

[1]) Vgl. Sulp. Boiss. I, 96—107. 136 f. 164. II, 25. [2]) I, 233. [3]), II 63.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

altdeutscher Kunst bekannt machen«. Etwas später[1]): »Das nothwendigste ist, dass vor allem die liebe deutsche Welt belehrt, und die in jeder Hinsicht schwankende, vielfach verwirrte öffentliche Meinung durch Ihr gewichtiges Urtheil festgesetzt und geklärt werde.... Dass gerade Sie keiner Thorheit und Modeneigung fröhnen, wenn schon das ganze Volk sie theilte, davon ist jeder überzeugt«. Und an Fr. Schlegel schreibt er[2]): »Sie werden gehört haben, dass Göthe über deutsche Kunst und Alterthum am Rhein schreibt, und sich freuen, dass dieser so lange ungläubige Freund nun so ernsthaft theil nimmt. Es ist recht gut, dass er bei seiner so allgemein bekannten Mässigung sich nun auch für die Sache erklärt, denn gerade diejenigen, die etwas dafür thun können, hielten sie immer noch für eine Extravaganz«. Darauf antwortet ihm Schlegel[3]): »Dass Göthe über Eure Bilder schreibt, ist auch schon wegen der Wirkung auf das Publikum sehr gut.. . Selbst für die bildende Kunst.. .wird sein Reden darüber nicht ohne Nutzen bleiben, weil er doch von Alters her so anregender Natur ist«. Und als nun die Hefte über Kunst und Alterthum am Rhein und Main erschienen waren, war die Wirkung eine ganz bedeutende. Hören wir nur einen Zeugen, dem man gewiss keine allzu grosse Zuneigung für Göthe beilegen kann. Dorothea Schlegel muss in einem Briefe an Sulpiz Boisserée nach einigen ironischen Bemerkungen gestehen[4]), dass Göthes feine Art doch ein gewaltiges Licht und einen Aufschluss über seine ganze Ansicht von der Malerei der Deutschen giebt; »jetzt wird einem alles klar und zusammenhängend«, setzt sie hinzu.

Dieses Verhältnis nun, wie ich es so eben beschrieben, trug aber nicht nur diese eine Frucht, sondern es blieb bis an Göthes Lebensende in derselben Art bestehen. Wie anregend es gegenseitig, wie fördernd, ermunternd und rectificirend es von Göthes, und wie mittheilend es von Boisserées Seite war, lässt sich aus ihrem bedeutenden Briefwechsel klar erkennen. Göthe blieb dadurch stets in nächster Berührung mit den Fortschritten der altdeutschen Kunststudien und wurde dadurch gemahnt auch seinerseits nicht unthätig zu sein. Wenn er auch im Jahre 1817, als die von Lord Elgin in Griechenland geraubten Marmorarbeiten in Deutschland bekannt wurden, sich wieder lebhaft zur antiken Kunst hingezogen fühlte und sich bei einer improvisirten Fahrt nach Rudolstadt ‚an den erstaunenswürdigen Köpfen vom Monte Cavallo für lange Zeit herstellte'[5]), so verdrängte doch diese Neigung das Studium der mittelalterlichen Kunst durchaus nicht, sondern es war das eine Selbsthülfe seiner Natur, durch die nur das Gleichgewicht beider wieder hergestellt wurde, weil das Alterthum dem Mittelalter vorher hatte eine Weile fast ganz weichen müssen. Fortan theilten sich beide gleichmässig in seine Kunststudien. Er will auch gar nicht,

---

[1]) Sulp. Boiss. II, 75. [2]) I, 295. [3]) I, 296. [4]) I, 310. [5]) Werke IV, 793 a unten; vgl. Sulp. Boiss. II, 193.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass man die antike Kunst mit der späteren vergleiche, sondern dass man sie neben einander geniesse, wie aus dem Gedichtchen ‚Modernes‘, das er damals schrieb, zu ersehen ist[1]). Dann tritt er auch fortwährend der einseitigen Vorliebe der Romantiker für die altdeutsche Kunst entgegen. So sehr er die Vorzüge derselben anerkannte, so wenig übersah er ihre Mängel. Unter seinen Sprüchen in Prosa finden sich mehrere, die diesen Gedanken ausdrücken[2]). Ich setze einige von ihnen hierher: »Das trocken Naive, das steif Wackere, das ängstlich Rechtliche, und womit man ältere deutsche Kunst charakterisiren mag, gehört zu jeder früheren, einfacheren Kunstweise. Die alten Venetianer, Florentiner u. s. w. haben das alles auch. Und wir Deutschen sollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben! Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, sich nie zur Idee des Ebenmasses der Schönheit, ja sogar nie zum Gedanken einer schicklichen Zweckmässigkeit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben! Lasst uns vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander«. Einige, die, wie ich oben erwähnt habe, auf eine vollständige Bekehrung gehofft hatten, verdross diese Theilung des Interesses gar sehr. Selbst Johanna Schopenhauer schreibt[3]): »Wie schade ist es, dass Göthes Hefte über Kunst und Alterthum eine solche Wendung nehmen! Wie erfreulich wäre es, wenn er so fortgefahren wäre, wie er im ersten Hefte anfing! Doch alles währt bei ihm nur eine Weile, weil sein Geist so überreich ist, und die Zeit so gemessen«.

Wenn auch also seine öffentliche Thätigkeit für die altdeutsche Kunst von ihrer anfänglichen Lebhaftigkeit etwas nachliess, so verlor er sie doch für seine eigenen Beobachtungen nicht ausser Augen, wie der Briefwechsel mit Boisserée bezeugt, gab, wo es ging, seine Rathschläge und trat überall fördernd und ermunternd ein. Ich erwähne hier einiger kleinen Aufsätze. Von 1815 datirt die Nachricht von altdeutschen in Leipzig entdeckten Kunstschätzen mit eingehender Beurtheilung derselben. 1817[4]) verfasste er den Aufsatz über die Münzkunde der deutschen Mittelzeit, in dem er über die sogenannten Regenbogenschüsselchen handelt. 1824 schrieb er über die Externsteine. Und 1823 verfasste er den Aufsatz ‚Von deutscher Baukunst‘[5]), in welchem er der Welt die Bemühungen Boisserées und anderer für dieselbe wieder ins Gedächtnis rief, »weil man nach seiner Ueberzeugung das Publikum, das gegen diese Gegenstände sich schon zu

[1]) Werke I, 146 b. [2]) I, 277 b; in der Löperschen Ausg. Nr. 726—735. [3]) Sulp. Boiss. I, 388. [4]) In derselben Zeit interessirte er sich auch für altdeutsche Majolika. Vgl. Werke IV, 793 b. Göthes Briefe an Leipziger Freunde. S. 393. [5]) Alle diese Aufsätze sind im 5. Bande der Werke zu finden. S. 450. 472. 488. 499. Zu erwähnen ist, dass der Aufsatz auf S. 492 „Herstellung des Strassburger Münsters“ nicht von Göthe, sondern von S. Boisserée verfasst ist. Vgl. Sulp. Boiss. II, 159. 160. 166 f. „Im neuen Reich“ 1873. Nr. 27. S. 38 f. Strehlke, Aufs. z. Kunst. S. 363.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verkühlen anfängt, mit erneuter Erinnerung in Aufmerksamkeit erhalten muss« [1]. Einige Zeit später heisst es in einem Briefe Göthes an Boisserée [2]: »Wenn ich mich gleich gegenwärtig zu einem Auszuge aus Ihrem schönen Aufsatze keineswegs geeignet finde, so werde ich doch niemals aufhören im Einklang mit Ihren Bemühungen und Zwecken zu verfahren. Es kommt jetzt viel darauf an, das Publikum immerfort an Ihre Vorsätze, sowie an Ihre Leistungen zu erinnern«. Und das that er denn auch redlich, indem er das grosse Domwerk Boisserées, das von 1823—1831 erschien, in seiner Zeitschrift wiederholt anzeigte [3]. So hörte seine literarische Thätigkeit für die altdeutsche Kunst nach und nach auf, und er konnte auch damit schliessen, da er zur Beachtung und richtigen Würdigung so viel beigetragen und seinen Zweck erreicht hatte.

Göthe räumte also in seinem Alter dem deutschen Alterthum und besonders der Kunst desselben einen nicht unbedeutenden Platz unter seinen Beschäftigungen ein. Man bedenke, dass er alt war, als es ihm ganz fremd entgegentrat, und dass er seine Neigung auf ganz andere Dinge geworfen hatte, denen er nicht mehr untreu werden konnte; und man kann sich über seine rege Theilnahme nur wundern. Um die Wahrheit war es ihm zu thun. Daher verschloss er sich dem Mittelalter nicht mehr, als er es kennen gelernt hatte; andererseits verfiel er aber auch nicht in den Fehler der Romantiker, die es überschätzten und einseitig in den Himmel hoben. So verdanken wir es ihm vermöge seiner Autorität nicht zum kleinsten Theile, dass der Ueberschwenglichkeit bald die Besonnenheit und Gemessenheit des Urtheils folgte, die noch heute gilt: diesen nicht unbedeutenden Dienst hat er der Forschung wenigstens auf dem Gebiete der Kunst geleistet. Aber, ohne seiner ersten Thätigkeit für die deutsche Baukunst zu gedenken, wichtiger und bedeutender für das Aufblühen der deutschen Alterthumswissenschaft sind die dichterischen Leistungen seiner ersten Periode, so wenig sie auf den ersten Blick mit dem deutschen Alterthum gemein zu haben scheinen. Denn mag er das einzige, was von der Literatur desselben allgemeiner bekannt war, den Minnegesang, wenig gewürdigt haben und dagegen nur mit der alleräussersten, kaum altdeutsch zu nennenden Periode des Mittelalters in Verbindung getreten sein, so hat er eben dadurch, wie ich glaube gezeigt zu haben, zu der Neubelebung des heimischen Alterthums mehr beigetragen und für dieselbe besser gewirkt, als die Hermannssänger und Barden und als die Dichter von Minneliedern. Denn so eifrig, aber auch voreilig sich diese auf die Vorzeit geworfen hatten, so schnell verschwanden derartige Bemühungen wieder aus der Literatur. Göthes Einfluss dagegen blieb dauernd auch in dieser Beziehung. Und das hat schon Sulpiz Boisserée klar gesehen, wenn er 1811 bald nach seinem Besuche bei Göthe an diesen folgende denkwürdigen Worte richtet [4]: »Wie sollte mir, auch schon bei meiner Liebe für das deutsche

[1]) Sulp. Boiss. II, 353. [2]) II, 364 f. [3]) II, 374. [4]) II, 14.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alterthum, nicht die ganze Seele gegen Sie erfüllt sein? — der Sie, der erste deutsche Mann seiner Zeit, am frühesten und mächtigsten altdeutsche Sinnesart und Weise wieder ins Leben eingeführt und dadurch alles gute, was in diesen Tagen ähnliches für die Erkennung und Erhaltung der Werke unserer Voreltern geschieht, zuerst begründet haben«.

Berichtigungen.

S. 1 unten ist hinter »Werken« einzuschalten: vor allem bei Koberstein.
S. 12 Anm. sollte das Citat unter [4]) »Werke III, 39 ff.« die Anmerkung [2]) bilden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alterthum, nicht d — der Sie, der erste
deutsche Mann se altdeutsche Sinnesart
und Weise wieder gute, was in diesen
Tagen ähnliches ke unserer Voreltern
geschieht, zuerst

S. 1 unten lem bei Koberstein.
S. 12 Anm. ff.« die Anmerkung [2])
bilden.

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN® Gray Scale
R G B W G K C Y M
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf